www.biblische-lehre-wm.de
Version 15. März 2023

Das geliehene Glück

Eine junge Liebe unter Gottes Augen

Budimir Veselić

Der Name des Verfassers und der Personen wurde geändert.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek Veselić, Budimir:
Das geliehene Glück: Die. junge Liebe unter Gottes Augen / Budimir Veselić. – Verlegt bei Hänssler (Neuhausen-Stuttgart) 1982.

Inhalt

1. Ein junger Mann entdeckt die Liebe 4
2. Das Mädchen und der liebe Gott 24
3. Es kam alles ganz anders 47
4. Ein unverhofftes Wiedersehen 65
5. Eine ganz große Liebe wird noch größer 90
6. Das goldene Kreuz 113
7. Nahe am Ziel der Liebe 131
8. War am Ende alles verloren? 164

1. Ein junger Mann entdeckt die Liebe

Selo ist ein kleines Dorf. Obwohl es seit fünfzig Jahren mit elektrischem Strom versorgt wird, brennen in manchen Häusern noch die alten Petroleumlampen. Die Leute haben zu wenig Vertrauen zur „tehnica“. Auch auf den staatseigenen Äckern arbeiten sie mit alten Geräten. Die besser gestellten Bewohner, wie der Dorflehrer Nikolić oder der Apotheker Schubi, haben es leichter. Selo ist ein kleines Dorf, und jeder lebt, so gut es geht.

Nach dem Mittagessen begann es zu schneien. Und es schneite bis an den Abend. Durch die dürftig verhängten Fenster fiel der Schein ärmlicher Lampen auf die Gassen. Aus den Häusern traten Frauen in weiten, langen Röcken, mit schwarzen Kopftüchern. Sie sahen wie fromme Nonnen aus. Auch einige Männer gesellten sich zu ihnen. Man konnte es an ihrem Gang sehen, dass sie feierlich gestimmt waren.

Deutlich konnte man das Läuten der Kirchenglocken hören. Es war „Badnji dan“, das heißt der Heilige Abend der Serben. Wer die Menschen so still durch den Schnee gehen sah, konnte sich gut vorstellen, dass sie nach Bethlehem aufs Hirtenfeld gehen wollten. So unmittelbar wirkte ihr Glaube auf ihr Verhalten.

Bogdan Davidović stand am Fenster und blickte auf die Straße. In seinem Herzen tobte ein Kampf. Seit zehn Jahren war er nicht mehr in der Kirche gewesen. Nie wieder wollte er hingehen, weil er überzeugt war, dass es den Gott der Christen nicht gibt. Nur dumme und rückständige Leute konnten an diesen altmodischen Gott glauben, der seinen Sohn als Baby zu den Menschen sandte.

Aber es war doch merkwürdig. Irgendwie gefiel ihm dieser Abend. Er öffnete das Fenster. Diese Glocken läuteten so, als ob sie sprechen oder rufen könnten. Er stand noch lange am Fenster, bis sie verstummten und das ganze Dorf wieder in feierlicher Stille im frisch gefallenen Schnee lag. Seine Mutter war auch zur Kirche gegangen.

Einmal hatte sie ihn eingeladen, zum Gottesdienst mitzugehen. „Mitkommen? Ich? Du bist wohl nicht ganz gescheit“, hatte er in übertriebener Entrüstung ausgerufen. Sie war still hinausgegangen, die Mutter, so still, als ob sie es nicht gehört hätte. Und nun war er allein. Am „Badnji dan“ allein. Er redete sich ein, dass das gar nicht schlimm sei. Dieser Abend war wie jeder andere auch. Es war absolut nichts Besonderes daran.

Bogdan empfand jedoch, dass er an diesem Abend nicht nur einer sentimentalen Stimmung, sondern einer echten Traurigkeit ausgesetzt war. Über ihre Ursache war er sich längst im Klaren. Nur wollte er es sich nicht eingestehen.

Es war wegen Ljubica.

Er kannte sie seit vielen Jahren. Sie ging schon als Schulmädchen täglich an seinem Elternhaus vorüber. Damals dachte er nicht entfernt daran, dass sie ihm einmal gefallen könnte. Sie war wie alle anderen kleinen Mädchen, ohne besondere Vorzüge: ein bisschen zu einfach gekleidet und immer etwas neckisch aufgelegt. Sie trug zwei Zöpfe, wie die meisten Mädchen im Dorf, und später einen „Pferdeschwanz“. Mit den Jahren wurde sie aber eine kleine Schönheit. Das alles war natürlich, sagte sich Bogdan Davidović.

Aber seit einigen Wochen ertappte er sich immer wieder dabei, dass er am Fenster stand und wartete, bis sie vorbeikam. Abends gehen nämlich die jungen Mädchen zum artesischen Brunnen, um das einzige wirklich gute Trinkwasser des Dorfes zu holen. Sie kommen von beiden Enden des Dorfes und tragen das Wasser in Gießkannen und Eimern oft auf weite Entfernungen nach Hause.

In der letzten Woche war Ljubica nur einmal zum Brunnen gegangen. Es war schon kalt, und Bogdan sah sie durchs Fenster. Ihre Hände waren richtig blaugefroren. Als sie ausgerechnet unter seinem Fenster stehenblieb, um die schweren Kannen abzusetzen und sich die steifen Hände am Munde warmzupusten, öffnete er das Fenster. Er merkte,

dass seine Hände vor Erregung zitterten. Ljubica wandte sich um und blickte ein wenig verlegen zu ihm hinauf. Dann aber lachte sie ihn herzhaft an.

„Guten Abend! Du hast es schön in deinem warmen Zimmer“, sagte sie.

„Ja, hier drinnen ist es schön warm“, entgegnete er stotternd. Er merkte selbst, dass er nichts Besonderes damit sagte.

„Brrr, ist das kalt“, stöhnte sie gedehnt und hob mit schnellem Griff die beiden Wasserkannen auf. „Gute Nacht“, rief sie in jenem braven Ton, der allen jungen Mädchen des Dorfes anerzogen ist, und ging den Weg mit schnellen Schritten weiter.

Er blieb noch lange stehen und blickte ihr nach, bis sie in der Abenddämmerung verschwand. Hinterher fiel ihm ein, dass er ihr doch hätte die schweren Kannen abnehmen und nach Hause tragen können. Er schämte sich vor sich selbst, dass er sich so ungeschickt und dumm angestellt hatte. Später lag er noch stundenlang wach im Bett und dachte an sie. Immer wieder sah er sie im Geiste so schlicht und unbefangen unter seinem Fenster stehen, mit strahlenden Augen, die ihm voller Verheißungen erschienen.

Wie schön ist dieses Mädchen, dachte er. Wie sie so strahlend lächelte und „Guten Abend“ sagte. Er wollte immer wieder den Klang ihrer Stimme hören, aber wenn er die Augen schloss, hörte er nur seinen eigenen Herzschlag und das dumpfe Rauschen seines Blutes.

Das war vor drei Tagen.

Seitdem war er jeden Abend in die Mala Ruma hinuntergegangen, wo Ljubica mit ihren Eltern wohnte. Jedes Mal hoffte er sie zu sehen. Er stand lange auf der anderen Seite der Gasse und beobachtete unentwegt die Fensterfront. Einmal meinte er zu sehen, dass sie hinter dem Vorhang stand und ihn stumm grüßte. Aber ganz sicher war er nicht.

Ob sie heute Abend nicht doch auch zur Kirche gegangen war? Solange er am Fenster stand, hatte er sie nicht vorbeigehen gesehen. Je länger er darüber nachdachte, desto gewisser erschien ihm die Sache. Und er entschloss sich, auch zur Kirche zu gehen.

Er musterte sich vor dem Spiegel. Ob er ihr gefallen wird?

Nun ja, er war immerhin ein gutaussehender junger Mann ... Bisher hatte er sich nicht um junge Mädchen gekümmert. Er war ein Idealist, so behaupteten seine Bekannten. Ein Sozialist aus Überzeugung, das war er. An sich selbst hatte er kaum gedacht.

Aber wenn man so alt ist wie er, darf man sich gewiss auch richtig verlieben. Das müsste die Partei eigentlich einsehen. Wie ist das überhaupt? Was sagt die Doktrin über die Liebe? Ist die Partei dagegen? Nein. Aber ist sie denn dafür? Er entdeckte plötzlich, dass die Partei nichts über die Liebe von Mensch zu Mensch sagt. Ist das möglich? dachte er. Die Liebe ist doch so wichtig. Man müsste ihr den gebührenden Platz in der Lehre einräumen. Die Liebe bewegt doch eigentlich die Welt; diese Liebe, die auch ihn mächtig zu bewegen anfing.

Es schien ihm jetzt so, als ob das Leben für ihn erst vor ein paar Wochen begonnen hätte – damals, als ihm Ljubica auf einmal so schön und liebenswert erschien.

Als er die Straße betrat, schneite es kaum noch. Er konnte die Fußspuren der Kirchgänger im Schnee erkennen. Es war auch nicht zu kalt. Bogdan hätte seinen Weg geradezu als einen angenehmen Spaziergang empfinden können. Wenn er nur nicht so aufgeregt gewesen wäre ...

Er schritt mit großen Schritten voran, eine Pralinenschachtel fest an sich gepresst, und stellte sich vor, wie er Ljubica ansprechen würde. Was sollte er tun, wenn ihre Eltern dabei waren? Würde sie das Geschenk überhaupt annehmen? Man schenkt doch nicht jedem bekannten Mädchen etwas zu Weihnachten. Aber sie war doch neulich so freundlich zu ihm. Vielleicht freute sie sich doch sehr darüber ...

Die Gedanken jagten ihm nur so durch den Kopf, und sein Puls hämmerte in seinen Schläfen. Wie ganz anders war dieser Weg als jeder andere vorher! Dass ein ausgewachsener Mann vor Erregung zittert und sich trotzdem in ein ungewisses Abenteuer stürzen kann, das erlebte Bogdan hier zum ersten Male. Dieser späte „Kirchgang“ war für ihn tatsächlich ein ungewisses Abenteuer.

Vor der Kirche blieb er stehen und wartete, bis der Gottesdienst zu Ende war.

Seine Gedanken arbeiteten. Die ganze Welt wirkte so rein und unberührt. Ob tatsächlich einmal Engel vom Himmel herabgekommen waren und sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden?“ Frieden? Ja, den wollte er. Aber nicht durch Religion, die von den Erwachsenen in die Phantasie der Kinder hineingelegt wurde. So ist es eben mit dem ganzen Christentum, dachte er. Es ist alles nur Einbildung und kindliches Wünschen.

Als er so dastand und langsam ins Grübeln geriet, erklang in der Kirche eine herrliche Liturgie. Die Menschen sangen von Herzen. Dann wurden beide Flügel der breiten Kirchentür geöffnet. Eine Flut des Lichtes ergoss sich ins Dunkel der Nacht. Einige verspätete Schneeflocken tanzten im Schein des Lichtes und schufen ein romantisches Bild.

Licht aus der Kirche in das Dunkel der Welt? Bogdan kam nicht auf solche Gedanken. langsam und mit ernsten Gesichtern traten die Leute heraus. Er schätzte sie, weil sie anständig lebten, so wie er es ja auch immer tat.

Bisher hatte ihn niemand gesehen. Er stand, an die alte Linde gelehnt, außerhalb des Lichtkegels und wartete gespannt auf Ljubica. Jetzt traten nur noch vereinzelt einige Frauen heraus, darunter seine ahnungslose Mutter. Instinktiv trat er noch einen Schritt zurück und versteckte sich hinter dem Baum. So blieb er mit verhaltenem Atem, bis alle aus dem Kirchhof hinausgegangen waren und jemand die Kirchentüren schloss.

Bogdan stand wie angewurzelt da. Seine linke Hand hielt die Pralinenschachtel fest, und seine Gedanken überstürzten sich. Alle Hoffnung war dahin. In diesem Augenblick wurde ihm bewusst, wie sehr er Ljubica liebgewonnen hatte. Oh, wenn sie doch gekommen wäre!

Bisher dachte er in unpersönlichen Begriffen. Alles war auf die Ideologie ausgerichtet, nicht auf den Menschen. Aber jetzt wurde ihm bewusst, dass er ein Mensch war mit einer eigenen Seele, die nach einem eigenen inneren Gesetz leben wollte. Wie geheimnisvoll und stark war doch dieses innere Leben, das sich wie ein eigenes kleines Universum in seiner Brust entfaltete! Ja, ein richtiges persönliches Universum war in ihm. Jedenfalls ein ganzes Planetensystem mit einer Sonne, um die sich alles zu drehen begann: Ljubica. Er spürte, wie ihn allein der Gedanke an sie beseelte, und er flüsterte ihren Namen leise vor sich hin: „Ljubica, liebe kleine Ljubica."

Einsam wie nie zuvor ging er auf die menschenleere Straße. In den Familien wurde jetzt gefeiert. Es schien ihm, als wäre er allein der unglücklichste, heimatloseste Mensch, den es in dieser Nacht gab. Wie sehnte er sich nach Wärme und Geborgenheit, wie sie die kleinen Häuschen ausstrahlten. Er verstand eigentlich nicht recht, warum er nicht nach Hause ging zu seiner Mutter.

Nein. Er war nun einmal aufgeklärt und hatte sich bewusst von allem unwissenschaftlichen, altmodischen Denken losgesagt, um ein Bürger einer neuen Zeit zu sein.

Aber was sollte aus den Pralinen werden? Einsam schritt er durch die Nacht. Hinter einem Hoftor bellte ein Hund, als er vorüberging. Wie einsam kann doch ein Mensch werden, dachte er bei sich selbst. Plötzlich hielt er inne. Kinderstimmen, die aus einem armseligen Häuschen drangen, ließen ihn aufhorchen. Es waren die Kinder des armen Uhrmachers, der aus Polen stammte und hier ein neues Leben beginnen wollte. Sieben Kinder, das älteste ein schwachsinniger Sohn. Sie unterhielten sich laut, wie es Kinder tun. Ob für sie dieser Abend, der

„Badnji dan“, anders war als jeder andere? Ob sie überhaupt etwas zum Fest bekommen hatten? Er dachte an die Pralinen.

Dann klopfte er kurz entschlossen ans Fenster. Er erschrak über die Rolle, die er eben ganz spontan zu spielen begonnen hatte, aber es war für einen Rückzieher zu spät. Im Nu hingen die Kinder wie Trauben im Fenster und griffen mit Begeisterung nach der Pralinenschachtel.

„Ach, du bist es, Bogdan“, sagte die magere Frau des Uhrmachers und konnte nicht verbergen, dass sie sich über seinen späten Besuch sehr wunderte.

„Ja, ich bin’s“, sagte er in gespielter Heiterkeit. „Ich dachte, dass ich Euren Kindern eine kleine Freude bereiten könnte. Und wie ich sehe, ist es mir gut gelungen.“

Noch ehe sich die überraschten Eltern bedanken konnten, rief ihnen Bogdan ein eiliges „Gute Nacht“ zu und verschwand im Dunkeln. Irgendwie hatte ihm die kleine Liebestat über seinen eigenen Schmerz hinweggeholfen. Mit einem erleichterten Herzen konnte er seiner Mutter gegenübertreten.

„Wo warst du denn, Bogdan?“ fragte sie mit einem leichten Vorwurf in der Stimme. „Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht.“

„So, so. Du machst dir um deinen volljährigen Sohn Sorgen, wenn er abends mal ausgeht? Ich war ein bisschen draußen im Freien. Es ist so schön heute.“

„Was ist so schön?“ fragte die Mutter. Sie hoffte, dass sie ihm noch irgendwie eine kleine Freude zum Fest machen könnte.

„Die Nacht ist so schön“, sagte er mit warmer Stimme. „Ich liebe es, wenn der Schnee die ganze Erde so frisch bedeckt, dass sie wie eine neue Erde aussieht.“

Die Mutter blickte ihm still in die Augen. Er hatte die Augen seines Vaters, der im Krieg gefallen war. Dieselben guten und freundlichen Augen. Ob er auch das Herz und das Gemüt seines Vaters hatte?

„Hast du dir denn gar nichts zum Weihnachtsfest gewünscht?“ fragte sie, froh darüber, dass sie das Gespräch mit ihm überhaupt herstellen konnte.

„Gewünscht? Ja, ich habe mir etwas gewünscht. Aber das habe ich nicht bekommen.“

„Mein Sohn, was ich nur irgend kann, will ich dir geben“, sagte die Mutter in ehrlicher Rührung für ihn.

„Was ich mir wünsche, kannst du mir nicht geben“, kam es bitter über seine Lippen. „Niemand kann es mir geben. Ich kann es mir höchstens nehmen. Aber nein, auch das kann ich nicht.“

Die Mutter blickte ihn wieder an. Sie kannte ihn ja gut, ihren Bogdan. Er war immer ein bisschen zur Schwermut geneigt, aber ein begabter Junge. Die Nachbarn meinten öfter, er sollte Pfarrer werden. Er wollte aber Lehrer werden. Doch eine ernste Erkrankung seiner Lunge zwang ihn, die Schule noch vor dem Abitur zu verlassen. Später holte er es nach und begann zu studieren, bis er es der Krankheit wegen ganz aufgeben musste. Nun arbeitete er seit mehreren Jahren auf dem Gemeindeamt. Er war immer schon ein kleiner Weltverbesserer, dieser ehrliche und gute Sohn. Aber er war auch oft von den Menschen enttäuscht worden.

„Ich verstehe nicht ganz, was du meinst“, sagte sie geschwind, immer bemüht, das so lange gesuchte Gespräch mit ihrem Sohn in Gang zu halten.

„Das kannst du nicht verstehen, Mutter“, erwiderte er mit kälter werdender Stimme. Sein Stolz und die zur Gewohnheit gewordene Opposition gegen die Mutter waren wieder erwacht. Er wollte der starke, unabhängige junge Mann sein, der von ihr keinen Rat und keine Hilfe brauchte.

Die Mutter merkte es wohl. Sie stand langsam auf und stellte ihm ein paar „Pogačice“ (Plätzchen) zurecht. Es war für sie eine traurige Weihnacht. Der Junge hatte sich schon lange in Trotz und Auflehnung

verbohrt. Als sie ihm eine gute Nacht wünschte, erwiderte er ihren Gruß nicht.

Als die Mutter draußen war, überkam ihn der ganze Schmerz der Sehnsucht nach dem Mädchen, das er liebte. Er legte sich zu Bett und dachte nur an sie. Sein Herz war wie ein aufgewühltes Meer. Da griff er nach dem kleinen Gedichtband, den er vor einem Jahr zu seinem Geburtstag geschenkt bekommen hatte und begann, darin zu blättern. Es waren Gedichte für alle Gelegenheiten des Lebens. Nur eine Auswahl, meist Obersetzungen aus anderen Sprachen. Er konnte sie zum Teil für die Veranstaltungen verwenden, die er in Verbindung mit dem Lehrer Nikolić gelegentlich aufzog. Aber jetzt suchte er eine ganz bestimmte Rubrik.

„Liebesgedichte.“ Er schlug die Seite nach und fand tatsächlich einige Liebesgedichte. Eines gefiel ihm besonders, weil es seiner eigenen Lage am meisten entsprach. Er las es wiederholt, zuletzt so laut, dass es auch die Mutter hören konnte, falls sie nebenan noch wach lag.

Der Winter war vergangen. Selo lag im Sonnenlicht und bekam wieder ein neues Kleid. Jetzt, wo alles zu grünen und zu sprießen anfing, nahm sich das kleine Dorf sogar ein bisschen romantisch aus. Auf beiden Seiten der Straße standen hohe Akazienbäume und machten die langgezogene Hauptgasse zu einer Allee. Der Frühling brachte neues Leben in die niedrigen Häuser und in die dahinterliegenden Gärten.

Täglich nach Feierabend setzte sich Bogdan aufs Fahrrad.

Ljubica arbeitete jetzt im Büro der kleinen Zuckerfabrik, die nach dem Kriege außerhalb des Dorfes neben der alten Ziegelei errichtet worden war. Ljubica trug ihr schönes braunes Haar nicht mehr als „Pferdeschwanz“, sondern hochgesteckt wie eine Krone. Auch sie fuhr mit dem Fahrrad zur Arbeit. Manchmal holte er sie am Fabriktor ab.

Sie hatte längst gemerkt, dass Bogdan sie verehrte. Er war ausgesprochen nett zu ihr und ließ sie bei jeder Gelegenheit spüren, wie

sehr er sie achtete. Aber sie war bisher jedem ernsteren Gespräch ausgewichen.

Bogdan sann auf immer neue Möglichkeiten, ihr irgendwie eine Freude zu bereiten und ihr seine Zuneigung zu zeigen. Einmal hatte er ihr gesagt, dass er gerne länger mit ihr zusammen sein und ihr etwas sagen möchte. Aber sie wehrte ganz unschuldig ab mit der Begründung, dass ihre Eltern es nicht erlaubten.

Ja, diese Eltern waren eigenartige Menschen. Bogdan hatte sich mit ihnen und ihrem Leben näher befasst, weil ihm einige Dinge aufgefallen waren, welche er nicht verstand, besonders dass sie sich niemals am dörflichen Leben beteiligten. Zwar waren sie fleißige Bauersleute, die von jedermann geachtet wurden. Aber man sah sie auf keinem Volksfest, auf keiner politischen Kundgebung und nicht einmal in der Kirche. Es wurde gemunkelt, dass sie einen neuen Glauben hätten. Aber was damit eigentlich gemeint war, wusste niemand. Vorläufig erschien ihm das auch nicht so wichtig. Eltern, die eine so reizende und brave Tochter hatten, waren ihm auf alle Fälle sympathisch. Er hoffte im Stillen, dass auch er ihnen sympathisch sein würde.

Während der liebgewordenen kurzen Radtouren zur Zuckerfabrik oder zur Mala Ruma wurde er natürlich von vielen Leuten des Dorfes gesehen. Er ahnte allerdings nicht, dass schon lange hinter seinem Rücken über seine Zuneigung zur Tochter der „Frommen“ geredet wurde.

„Das kann ja heiter werden. Der junge antireligiöse Funktionär und die heilige Jungfrau aus der Mala Ruma“, spöttelten die eifersüchtigen Frauen, die es lieber gesehen hätten, wenn Bogdan eine ihrer Töchter verehrt hätte.

Aber der war ja anscheinend blind vor Liebe. „Lass mal sein“, sagte der Ivo Petrović beschwichtigend, „das Mädchen ist nicht unrecht.“

„Nein, unrecht ist sie nicht“, lenkte seine Frau schnell wieder ein, „aber die ist doch auch so fromm wie ihre Eltern.“

Bogdan und Ljubica kamen unbeschwert des Weges gefahren, der zum Hause ihrer Eltern führte. Vor dem Tor, unter einer mächtigen alten Eiche, stiegen sie von den Rädern und blieben noch ein Weilchen stehen. „Schade, dass wir schon wieder da sind“, scherzte er verlegen. „Hättest du nicht Lust zu einer kleinen Radpartie?“

„Lust?“ sagte sie gedehnt, als ob sie sich eben selber fragen wollte. „Ich habe keine Zeit. Heute ist Montag, da habe ich doch den Steno-Kurs.“

„Und wenn du den Kursus nicht hättest?“

„Dann hätte ich bestimmt etwas anderes vor“, sagte sie arglos und blickte dann verlegen zur Seite. Er sah sie an. War es möglich, dass er sie so lange nicht kannte, nicht wirklich kannte? Gab es ein Mädchen auf Erden, das so schön und rein war wie dieses? Oh, was sollte werden, wenn ein anderer sie auch so sehen und lieb gewinnen würde wie er? Nein. So konnte sie kein Mann lieben, so wie er. Würde ein anderer auch so klar empfinden, dass dieses Mädchen wie ein Wunder war? Würde irgendein Mann ihrer würdig und ihrem Wesen wirklich verwandt sein? Sie war so ganz anders als die anderen Mädchen.

„Du bist wie ein Stern am Himmel“, sagte er. „Du gehst deinen Weg so gerade und unbeirrt, wie ein Stern seine Bahn am Himmel zieht. Ich möchte auch so sein ...“

Sie schwieg und blickte in die Ferne.

Er sprach weiter: „Ich möchte dich halten, du schöner, heller Stern. Möchte so gerne, dass du bei mir bleibst – für immer.“

Er musste schlucken. Seine Augen ruhten auf ihrem Munde. Ihre Lippen bebten, als wollte sie jeden Augenblick etwas zu ihm sagen. Aber sie schwieg. Er hielt ihr die Hand zum Abschied hin, weil er nicht wusste, dass er eigentlich hätte warten müssen, bis sie ihm die Hand reichte. Sie tat es schweigend und ging ohne ein Wort nach Hause.

Am nächsten Abend trafen sie sich wieder an der Fabrik. Ljubica lächelte traurig, und er konnte sehen, dass sie anders war als sonst. Es

lag eine Spannung zwischen ihnen, ein unausgesprochenes Hindernis, das jetzt bei der erneuten Begegnung auf einmal unüberwindlich erschien. Sie hatten sich nur kurz die Hände gereicht und gingen schweigend, ihre Fahrräder neben sich herschiebend.

„Du darfst mich nicht mehr abholen kommen. Bitte tue es nie mehr.“ Ihre Augen wandten sich verlegen von ihm ab.

„Ich ahnte es schon“, sagte er ruhig und einsichtig. „Als du gestern so schnell gegangen warst, wusste ich, dass ich zu viel zu dir gesagt hatte.“

Er blickte sie lange an und hoffte insgeheim, dass sie doch das Gegenteil ausdrücken würde. Als sie mit fast trübsinnigem Blick schweigend neben ihm herging und so aussah, als ob sie gar nicht richtig zuhörte, sagte er: „Du hast ein Recht darauf, von mir in Ruhe gelassen zu werden. Es war nicht fair von mir, dich so mit meinen Gefühlen zu überfallen. Vielleicht denkst du noch nicht so weit wie ich. Vielleicht willst du noch in Ruhe gelassen werden, obwohl ...“, er sprach es mit besonderer Betonung aus, „ ... obwohl andere Mädchen in deinem Alter manchmal schon heiraten.“

„Du sollst wissen, dass ich dich verstehen kann. Aber du darfst mich trotzdem nicht mehr abholen. Wir dürfen uns nicht mehr sehen.“ Ihre Stimme klang entschlossen.

Hatte sie nicht eben gesagt, dass sie ihn verstehen könne? Warum durften sie sich dann nicht mehr sehen? Er wollte sie fragen. Er wollte sie am liebsten an sich drücken und ihr feierlich erklären, dass er sie um jeden Preis behalten wollte, wenn sie ihn nur auch, – ja, wenn sie ihn nur auch so innig lieben könnte, wie er sie liebte. Aber noch während er nach Worten suchte und mit seiner inneren Erregung kämpfte, reichte sie ihm wieder die Hand.

„Heißt das, dass ich dich auch heute nicht mehr begleiten darf?“

„Ja.“

Sie hängte ihre Handtasche an den Lenker und bestieg das Fahrrad. Als sie ein paar Schritte weit gefahren war, drehte sie sich um und winkte kurz mit der Hand. Ihr Gesicht schien noch ernster geworden zu sein.

Er sah ihr nach. Sie saß in anmutiger Haltung auf dem Fahrrad. Ihr heller Pullover und der graue weite Rock kleideten sie gut. Er empfand den unwiderstehlichen Zauber, der von ihr ausging. Es war ihm, als hätte man ihn soeben in zwei Stücke gerissen. „Diese eine will ich“, rief er laut vor sich hin. „Diese eine nur, sonst keine.“

Traurig fuhr er nach Hause. Die Mutter hatte längst gemerkt, was in ihm vorging. Sie freute sich einerseits, dass er in den letzten Monaten so guter Stimmung und auch ihr gegenüber viel freundlicher und dankbarer war. Aber sie wusste auch, dass Ljubica in einer ganz anderen Welt lebte als ihr Sohn. Die Djordjevićs hielten sich zu einem eigenartigen neuen Glauben, den nur wenige im Dorf inzwischen angenommen hatten, die sich von ihnen überreden ließen. Anders als abfällig hörte sie noch niemanden von diesem neuen Glauben reden.

Als sie sah, wie traurig ihr Bogdan war, witterte sie eine Chance, ihn von dem Mädchen abzubringen.

„Nun, du kommst ja heute so früh zurück. Hat es nicht geklappt?“ fragte sie ein wenig ironisch. Sie empfand aber im selben Augenblick, dass sie ihn auf diese Weise unnötig reizte und fügte warm hinzu: „Du bist ein angesehener Mensch. Viele Mädchen würden sich die Finger nach dir ablecken. Da hast du es nicht nötig, dass du dich von einem Mädchen traurig machen lässt.“

„Ich bin doch nicht traurig“, platzte es aus ihm in gespielter Gleichgültigkeit. „Ich habe mir etwas anderes für heute Abend vorgenommen. Im Übrigen weiß ich gar nicht, was für ein Mädchen du meinst?“

„Ich meine die Ljubica Djordjević, die du täglich abends triffst“, entgegnete die Mutter kühl. Er merkte, dass er ihr nichts mehr vormachen konnte.

„Woher weißt du das?“

„Ha, die Spatzen auf dem Dach haben mir es erzählt! Meinst du wirklich, dass hier in Selo etwas passiert, was nicht gleich wie ein Lauffeuer durchs ganze Dorf geht?“

„Passieren? Ist denn etwas passiert? Nichts ist passiert“, bockte er.

„Immerhin ist das passiert, dass Bogdan Davidović der Tochter des dorfbekannten Sektierers Djordjević laufend den Hof macht.“

Bogdan war entwaffnet. Sie beobachtete die Wirkung ihrer Worte und fuhr fort:

„Du wirst mir doch das nicht antun, dass du deinen Glauben verleugnest und mich wegen eines Mädchens im ganzen Dorf unmöglich machst.“ Bogdan wunderte sich über die Dinge, die er hier so nebenbei erfuhr. Aber dann hakte er beim Glauben ein.

„Du hast Angst, dass ich meinen Glauben verleugne? Welchen Glauben meinst du denn? Ich habe gar keinen Glauben“, sagte er herausfordernd.

„Natürlich hast du deinen Glauben“, begehrte die Mutter auf. „Du bist doch getauft.“

„Davon weiß ich nichts. Was geht mich das an?“

„Und wenn du es auch nicht weißt, so weiß ich es. Und die Kirche weiß es. Und Gott weiß es. Du hast den Glauben deines Vaters, der ein anständiger Schreiber auf dem Amt war. Auch wenn du ihn nicht haben willst, so hast du doch den einzigen, richtigen Glauben.“

Die Mutter merkte in ihrem Eifer gar nicht, dass sie der Vernunft ihres Sohnes zu viel zumutete. Keine Kirche lehrt, dass jemand, der nicht glaubt, doch den richtigen Glauben hat. Unversehens war ein Konflikt geboren, der den mühsam gewonnenen Hausfrieden wieder restlos zerstörte.

„Du bist wirklich eine alte Frau, Mutter“, sagte Bogdan barsch, ging demonstrativ aus dem Zimmer und warf die Tür hinter sich zu.

Zurück blieb eine weinende Mutter, die für diesen ihren Sohn das Leben zu lassen bereit war. Er war ihr ein und alles. Sie hoffte immer, dass er einmal etwas Vernünftiges werden würde. Dann kam diese heimtückische Krankheit, dann der schreckliche Krieg – und dann die neue Partei mit ihren neuen Ideen. Die nahm ihr den Sohn.

Sie war keine dumme Frau, aber die Welt schien in ihren Augen immer sonderbarer zu werden. Sie konnte nicht verstehen, warum es nicht so weitergehen konnte wie früher. Der unselige Krieg hatte ihr nicht nur den Mann genommen, sondern alles, was früher das Leben so schön machte.

Und ihr Sohn machte sich zum Handlanger dieser neuen Mode! Mehr als eine neue Mode schien ihr der ganze politische Umschwung nicht zu sein. Zum Glück machten die wenigsten im Dorfe mit. Das war ihr Trost.

Doch wegen der Zuneigung ihres Sohnes zu Ljubica Djordjević blieb sie ohne Trost. Als sie schon lange schlaflos im Bett gelegen hatte, hörte sie endlich die Haustür gehen. Sie blickte auf die Uhr. Es war schon nach Mitternacht. Wo mag Bogdan gewesen sein?

Er war zunächst noch über die Zumutung seiner Mutter aufgebracht gewesen, doch dann legte er die Glaubensfrage beiseite und dachte an den Vorfall mit Ljubica. Warum durften sie sich nicht mehr sehen? Sie sagte ja nicht, dass sie ihn nicht sehen will, sondern dass sie ihn nicht sehen darf. Vielleicht hatten es ihr die Eltern verboten?

Es fiel ihm ein, dass die Djordjevićs sich politisch nicht aktiv betätigen. Die anderen Dorfbewohner kamen wenigstens und machten mit, wenn etwas von oben her angeordnet wurde. Aber diese Familie kam nicht einmal zu den großen Kundgebungen am 1. Mai oder am 29. November. Waren sie womöglich gar Staatsfeinde?

Das Stichwort war gefährlich. Er wusste nur zu gut, was das im Ernstfall bedeuten konnte. Nein, sagte er zu sich selbst. Die Eltern der Ljubica können keine Staatsfeinde sein. Und wenn sie es wären ... Er

wagte es nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Aber er dachte tatsächlich, wenn sie es wären, würde er ihnen nie etwas zuleide tun können.

Während er so allein durch die Nacht ging, lenkte er seine Schritte schon mechanisch zur Mala Ruma. Das alte Bauernhaus lag friedlich im Mondlicht. Er ging bis unter die alte Eiche und blieb genau an der Stelle stehen, wo er gestern Abend zu Ljubica sagte, dass sie wie ein Stern sei. Ja, sie war tatsächlich wie ein Stern. Der Gedanke ließ ihn zum Himmel aufblicken, der ein paar Sterne durch die Wolken schimmern ließ.

Der Himmel, dachte er. Und die Sterne, die vielen Millionen und Milliarden von Sternen und Sternsystemen. Wie groß ist doch das All. Werden die Menschen es jemals wirklich erforschen können? Vielleicht gelangen sie in einigen Jahren auf den Mond, ja. Aber ob sie jemals wirklich alles erkennen und verstehen werden, was da oben geschieht?

In seiner Brust vollzog sich eine ihm wohltuende Regung, die er nicht deuten konnte. Es war nur einen Augenblick da, nur für einige Sekunden, und es war so, als hätte etwas in ihm sich nach da oben gesehnt.

Wie klein ist doch die Erde. Das wusste jedes Kind aus der Schule. Aber wie groß ist so ein menschliches Herz, dass es die ganze Weite des Universums umspannen und mit Gedanken und Gefühlen erfüllen kann. Wenn Ljubica jetzt da oben wäre, auf irgendeinem Stern, der Millionen von Lichtjahren von der Erde entfernt ist, so würde er sie dennoch lieben. Seine Liebe würde jede Entfernung überwinden. Sie wäre groß und stark genug, bis an das Ende des Alls zu gehen und immer noch zu lieben.

Das stille Nachdenken erweckte in Bogdan ein Bewusstsein von der Größe und Würde des Menschenherzens. Er wollte sich zum Gehen wenden. Seine Sehnsucht hielt ihn aber vor dem Hause der Geliebten

fest, und er stand noch lange vor dem Tor. Wohin sollte er gehen ohne sie? Was sollte aus ihm werden ohne sie? Wie sollte er ohne dieses einzigartige, liebenswerte Mädchen weiter leben können? Wenn er sie nicht mehr sehen durfte, war doch alles sinnlos für ihn. Was sollte er in Selo, wo ihn jeder Weg doch nur an sie erinnerte; an sie, die er nie vergessen konnte? Jetzt, wo er ein einsamer und unglücklicher Mensch geworden war, meinte er, es in dem kleinen Dorfe einfach nicht mehr aushalten zu können.

Und Ljubica? Sie müsste doch eigentlich einsehen, dass er sie wirklich ehrlich liebte. Oder war sie noch zu jung, um das zu verstehen?

Manchmal war sie ja wirklich wie ein Wildfang, so gar nicht wie ein frommes Mädchen. Vielleicht war sie einfach noch zu jung? Eines aber wollte er haben: Wenn er sie schon nicht für sich gewinnen konnte, sollte sie ihn wenigstens in guter Erinnerung behalten. Er war ja der erste Mann, der sie liebte. Vielleicht würde sie ihn später auch nie vergessen. Denn sie waren doch immerhin gute Kameraden und sind ein kleines Stückwegs nebeneinander durchs Leben gegangen.

Nachdem er diesen Gedanken reichlich ausgelotet hatte, fühlte er sich etwas erleichtert. Ljubica würde ihn ja doch in guter Erinnerung behalten. Das war immerhin etwas, was der Begegnung zwischen ihr und ihm einen Sinn gab. Gedankenverloren ging er nach Hause.

Die ganze Woche über blieb Bogdan traurig und missmutig jeden Abend zu Hause. Am Sonntag war er wie geschlagen. Es zog ihn zu Ljubica. Als die jungen Leute nachmittags auf der Hauptgasse spazierengingen, wie das in Selo üblich ist, ging er auch hinaus. Einige seiner Kameraden, die von seiner unglücklichen Liebe etwas ahnten, versuchten ihn aufzuheitern. Aber er blickte immer nur verstohlen nach dem unteren Dorfende, dorthin, wo die Mala Ruma liegt. Wenn ein Mädchen weit hinten auftauchte, blickte er scharf hin, ob es nicht seine Ljubica wäre.

Was mochte sie am Sonntagnachmittag machen? Kam sie nicht dort in dem rosa Kleid? Nein. Sie hat einen schöneren Gang. Sie hat eine feine, liebliche Gestalt, gar nicht wie eine Bauerntochter. Er würde sie unter allen Mädchen des Dorfes herausfinden und schon von ferne erkennen. So gut hatte er sich ihr schönes Bild eingeprägt.

Als sie nicht kam, zog es ihn in sein Zimmer. War er drinnen, dann zog es ihn wieder hinaus. Er konnte nirgends froh werden.

Für den nächsten Sonntag hatten seine Kameraden einen Tanzabend arrangiert. Das geht im Gasthaus zur „Tetka Mara“ ganz einfach. Einer lädt den anderen ein, und so kommt man abends zusammen, um zu singen und zu spielen, zu tanzen und zu scherzen.

Aber Bogdan wollte seine Ruhe haben. Er legte sich auf die Couch und stellte das Radio an. Die Mutter war seit dem besagten Abend unsicher geworden und wich ihm aus. Er ahnte nicht, wie sehr sie unter seinem persönlichen Konflikt litt.

Am liebsten hätte sie gesagt, dass er die Ljubica doch nehmen soll. Für sie war es keine Frage, dass er sie bekommen hätte. Ihr Bogdan würde sich jedes Mädchen nehmen können, das stand für sie fest.

Er lag indessen auf der Couch, das Gesicht in den verschränkten Armen vergraben, als wollte er sich dort vor sich selber verstecken. Die Musik aus dem Radio wirkte anfangs nur als Geräuschkulisse. Unbemerkt begann er aber, mit der Musik zu leben.

Seine erlebnisbereite Seele öffnete sich ihrer Wirkung. Die Musik begleitete die Bilder seiner Gedanken und Gefühle wie in einem Film.

Als es draußen kühler wurde, stand er auf, nahm sein Fahrrad und fuhr zunächst in die obere Richtung des Dorfes. Auf einem Feldweg gelangte er auf die Straße, die von der anderen Seite nach Selo führt, und auf ihr näherte er sich der Mala Ruma. Er blieb auf einer kleinen Anhöhe hinter einem Schlehdornbusch stehen und blickte hinüber zum Haus der Geliebten.

Nichts war zu sehen. Der Hof lag still da. Ein paar Hühner scharrten auf dem trockenen Boden neben dem Misthaufen. Ein malerisches Bild, wie es nur auf einem kleinen Dorf an einem so schönen und milden Sonntagabend möglich ist.

Bogdan setzte sich aufs Rad und fuhr die Straße hinunter am Haus vorbei. Als er auf die Wiesen hinüberschaute, sah er zwischen den hohen Grasweiden zwei helle Gestalten gehen. Es begann schon zu dämmern, doch konnte er genau erkennen, dass es Ljubica mit ihrer Schulfreundin Viva war. Die beiden hatten ihn nicht bemerkt. Sie gingen so zufrieden dahin, als lebten sie in einem Paradies, das anderen verschlossen war. Er hing mit seinem Blick an Ljubica und empfand wieder die starke Ausstrahlung ihrer Erscheinung, die alle seine Sinne fesselte. Sie war wie ein Bild aus einer anderen Welt. Das musste er sich eingestehen. Und wie zog es ihn in diese Welt hinein; in diese Welt, in der sie so zufrieden und glücklich lebte.

Er wollte so gerne ihren Namen rufen, aber er war sich klar darüber, dass er das um ihretwillen nicht tun durfte. Wer weiß, was sie dann von ihren Eltern vorgeworfen bekäme. Vielleicht wäre es ihr selber auch peinlich; denn sie hatte ihm ja gesagt, dass er sie in Ruhe lassen sollte.

In Ruhe lassen. Hatte sie das gesagt? Nein, aber sie muss wohl so etwas gemeint haben. Er empfand jetzt, dass sie wirklich in einer Ruhe lebte, die zu stören er nicht ohne weiteres wagte. Er gönnte ihr die unbeschwerte Freude am Leben. Von Leid und Trauer schien sie noch nichts zu wissen. Wieder einmal wurde ihm bewusst, dass zwischen ihm und ihr eine Art Kluft war. Sie gehörte einer Welt an, in die er nicht eindringen konnte, selbst wenn er es gewollt hätte.

Traurig blickte er den beiden Mädchen nach, bis sie hinter einer Biegung nahe am Hause verschwanden. Er hätte über die Wiese laufen und auf demselben Weg gehen mögen, auf dem sie eben gegangen war. Er war einfach bezaubert von ihr, obwohl sie doch nichts bewusst

tat, was eine solche Wirkung ausüben konnte. Sie war ganz natürlich sie selbst. Sie verzichtete auf jede Pose, in der sie sich und anderen besonders gefallen hätte können. Nie kam sie auf den Gedanken. Aber gerade darum wirkte sie am meisten auf ihn, der es schon immer verabscheut hatte, wenn sich die jungen Mädchen durch lächerlichen Putz oder auffallende Kleidung interessant machen wollten. Er pflückte ein paar kleine Vergissmeinnicht, die im Graben blühten und ging bis zu dem alten Baum zurück. Dort lehnte er sein Fahrrad hin. Dann schlich er sich bis ans Tor, wo er den kleinen Blumenstrauß auf die Klinke legte. Wenn Ljubica früh zur Arbeit ging, würde sie den Strauß finden. Dann würde sie wissen, dass er hier gewesen ist – und vielleicht würde sie sich darüber freuen ...

2. Das Mädchen und der liebe Gott

Am Sonntag ging es im Gasthaus zur „Tetka Mara“ hoch her. Bogdan schien besonders guter Laune zu sein; denn er sang die Schlager mit grölender Stimme und zwinkerte den tanzenden Paaren vielsagend zu. Im Grunde genommen war er nicht politischer als die anderen. Er dachte auf einmal, dass er sich ganz unnötig mit den hohen Idealen befasste, die doch niemand im Volke wirklich verstand. Hier war vielleicht die wahre Weisheit, hier, unter dem einfachen Volk, das keine besonderen Ansprüche an das Leben stellt, sondern nur ein bisschen lustig sein will.

Die Kellnerin brachte der Musikkapelle vier Schnäpse.

Ein buckliger Mann, der früher Viehtreiber gewesen war, spendete ihn, um die gute Stimmung weiter zu heben. Bogdan trank mit den anderen und rief laut: „Auf euer Wohl, Genossen!“, worauf die meisten Anwesenden mit schallendem Gelächter antworteten. So mochten es die Leute von Selo gerade haben. Hier bei „Tetka Mara“ ließ es sich gut leben.

Diesen Eindruck gewann Bogdan auch. Er trank immer mehr, und die Stimmung konnte nicht besser sein, als sie war. „Du musst etwas vortragen, Bogdan!“ rief ein alter Bauer verschmitzt.

Ja, du musst uns eine Rede halten, eine echte Volksrede, verstehst du?“ forderten ihn auch andere heraus.

Er merkte nicht, dass sie sich über ihn lustig machten. Sie wollten einmal sehen, wie weit er mit ihnen mitmachte. Er war ja einer der ihren, ein guter Mensch, das wussten sie. Und sie freuten sich, dass er heute einmal so ganz wie sie war:

„Ja, Bogdan, du musst eine schöne Rede an uns halten“, riefen die Frauen und Mädchen. Er war schon lange nicht mehr nüchtern. Anfangs dachte er noch an seinen guten Ruf, aber dann kam er so unter den Einfluss des Alkohols, dass er alle Bedenken fahren ließ.

„Gut, Genossen“, sagte er in theatralischer Pose und schickte sich zum Sprechen an.

„Pscht, pscht. Ruhe! Er will was sagen“, riefen die Frauen durcheinander und lachten.

Dann wurde es im Saal still.

„Genossen und Genossinnen!“ begann Bogdan mit einem ironischen Unterton. „Wir sind ein glückliches Volk.“ Er schwankte leicht, meinte aber, der Raum schwanke.

„Wir können hier so fröhlich feiern, weil wir von der kapitalistischen Barbarei erlöst sind.“

Der alte Krivoschija schüttelte sich vor Lachen und wiegte seinen großen Kopf hin und her. Es war ja alles nur ein Scherz, ein schöner Sonntagabend in Selo. Morgen musste man wieder aufs Feld oder in die Fabrik. Da wollte man heute noch ein bisschen lustig sein.

„Genossen und Genossinnen“, rief Bogdan erneut und schwankte: „Ich bin ein so trauriger Mensch. Ihr wisst doch, die Ljubica ...“

So betrunken war er nicht, um nicht noch rechtzeitig zu merken, dass er jetzt zu weit gegangen war. Nein, niemals durfte er ihren Namen in einer solchen Gesellschaft nennen und sie womöglich diesem leichtfertigen Gelächter aussetzen. Er errötete lange und wechselte schnell das Thema.

„Genossen und Genossinnen! Lasst uns ein kräftiges Prost auf unsere tapferen Völker ausrufen ...“

Das Gelächter nahm wieder zu, und Bogdan sah erst jetzt, dass in der linken Ecke am Tisch auch Viva saß, die Schulfreundin Ljubicas, die vor acht Tagen am Sonntagabend mit ihr so brav durch die Felder gegangen war. Ach was, dachte er, Ljubica soll es ruhig erfahren. Sie soll nur wissen, dass er keine Ideale mehr hatte. Vielleicht tat es ihr sogar weh, wenn sie hörte, dass er hier so feierte.

Es tat ihm wohl, sich ihre eventuelle Besorgnis auszumalen.

Er wusste nicht, dass Ljubica am nächsten Tag bitter weinte, als ihr Viva den Verlauf des Tanzabends und die traurige Rolle, die Bogdan dabei spielte, schilderte. Sie empfand, dass sie ihn in diese Lage getrieben hatte. Er war nicht so wie die anderen, das wusste sie. Sie hatte ihm so gerne zugehört, wenn er abends mit ihr nach Hause fuhr und über das Leben philosophierte. Er hatte so schöne Gedanken und konnte alles so schön sagen, Dass er sich betrunken hatte, passte gar nicht zu ihm.

Nach Feierabend hielt sie vergeblich Ausschau nach ihm. Langsam fuhr sie nach Hause. Sie musste sich eingestehen, dass ihr etwas fehlte, seitdem er sie nicht mehr abholte. Aber es durfte nicht sein. Sie durfte nicht zulassen, dass ihr Herz sich immer mehr an ihn band, weil ja doch alles sinnlos war.

Bald war die Zeit in der Fabrik für sie zu Ende. Ihre Eltern hatten eingewilligt, dass sie zu Verwandten am anderen Ende des Landes gehe. Dort wollte sie sich als Krankenschwester ausbilden lassen. Alle, die sie kannten, redeten ihr zu. Sie sei wie geschaffen für diesen Beruf. Und sie selber freute sich sehr darauf.

Sie fragte sich nur, warum sie damals weinte, als sie hörte, dass Bogdan sich betrunken hatte. Seitdem hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Aber es war auch kein Tag vergangen, an dem sie nicht an ihn gedacht hätte. Er war ein so gutherziger Mann. – Was hatte er gesagt? Sie sei wie ein Stern, der seine Bahn gerade und unbeirrt zieht ...

Aber sagte er nicht, dass er auch so wie ein Stern werden möchte? Vielleicht wollte er sich zu Gott bekehren, dachte sie für einen Augenblick. Doch das schien so gut wie ausgeschlossen. Und außerdem wäre ihm sowieso nicht geholfen, wenn er sich nur ihr zuliebe dem Glauben zuwenden würde.

Während sie über die schmale eiserne Brücke der Bara fuhr, die sich als ein seichtes Flüsschen durchs hohe Gras schlängelte, fiel ihr ein, dass er einmal einen schönen Schmetterling einfing, den er ihr schen-

ken wollte. Sie bewunderte die Farben seiner Flügel, die wie das kunstvolle Muster eines seidenen Kleides waren, und fragte damals kess:

„Nun, wer hat ihm diese herrlichen Flügel gemacht?“

„Jahrtausende der Mutation“, sagte er lachend, und es schien ihm nicht einmal aufgefallen zu sein, dass sie ihn dazu bringen wollte, über Gott nachzudenken.

Er hielt ihr damals den Schmetterling hin, aber sie wollte ihn nicht mit den Fingern berühren, weil sie wusste, dass das seinen Flügeln schadete.

„Lassen wir ihn also wieder fliegen?“ fragte er und hob den Schmetterling in die Höhe.

„Ja, bitte. Lass ihn wieder fliegen. Er hat es besser in der Freiheit als in meiner Hand.“

Er ließ ihn los, und sie schauten beide zu, wie er mit schnellem Flügelschlag das Weite suchte.

Dann trafen sich ihre Blicke für einen Moment, und sie errötete. Doch dann fing sie einfach an zu lachen, und er lachte mit.

Ljubica verlor sich in der Erinnerung. Dass er ihr damals im Mai das Sträußchen Vergissmeinnicht vors Tor legte, war ja eigentlich auch fein von ihm. Sie hatte die Blümchen am Morgen gefunden und ins Büro mitgenommen. Tagelang standen sie. in einer kleinen Vase auf ihrem Schreibtisch, und sie wurde von den anderen gefragt, ob der Strauß von Bogdan wäre. Ja, der war ganz sicher von ihm, denn wer hätte außer ihm überhaupt einen so schönen Gedanken bekommen? Das war doch ein guter Einfall, ihr einen Blumenstrauß vor die Tür zu legen. „Ich habe die Blumen an einem Morgen gefunden“, sagte sie arglos und glücklich. Vor den Fragern hatte sie durch diese Antwort Ruhe – aber nicht in ihrem Herzen.

Am Sonntag danach war im Hause Djordjević wieder einmal eine Versammlung. Nur alle sechs bis acht Wochen kam der Prediger aus

der Stadt zu ihnen, und dann luden sie ihre Nachbarn und Bekannten ein. Das letzte Mal waren sie schon insgesamt sieben Personen gewesen. Ljubica spielte das Harmonium und sang ab und zu auch ein Lied alleine. Der Prediger wurde von ihren Eltern „Bruder“ genannt, und sie sagte aus kindlicher Gewohnheit immer noch „Onkel“ zu ihm.

Onkel Mirko war ein guter Mann. Er hatte eine warme Art zu predigen und konnte kräftig und gläubig beten. Einmal betete er für eine Nachbarin, die sterbenskrank war, und sie wurde wieder gesund.

Ljubica überlegte, ob sie nicht einfach einmal mit Onkel Mirko über die Sache mit Bogdan sprechen sollte. Warum sollte sie ihn nicht fragen, was er davon hielt?

Als die Versammlung zu Ende war, blieb die Familie mit noch einem verarmten Schmiedemeister, der zum ersten Mal in der Versammlung war, eine Weile mit dem Prediger zusammen. Sie unterhielten sich lange. Ljubica wartete ungeduldig auf die Gelegenheit, Onkel Mirko um eine kurze Aussprache zu bitten. Endlich löste sich die Tischgesellschaft auf. Als die Eltern im Stall zu tun hatten und sie sich in der Küche zu schaffen machte, ergab sich die Gelegenheit zu dem gewünschten Gespräch.

Onkel Mirko wollte wissen, ob sie noch die Absicht habe, von zu Hause wegzugehen. Die Entfernung sei doch groß, ob sie da nicht doch ein bisschen Heimweh bekommen würde?

„Ach ja, ich habe schon ein bisschen Angst vor der Trennung“, sagte sie aufgeregt und wunderte sich, dass sie „Trennung“ sagte. Aber dann gab sie sich einen Stoß und fragte ganz offen: „Onkel Mirko. Ist es Sünde, wenn man jemanden gut leiden mag ... ich meine natürlich, wenn ein Mädchen einen jungen Mann gerne hat, der ...

„Sünde?“ unterbrach der Prediger, ohne auf den Schluss des Satzes zu warten, „Sünde ist es natürlich nicht, wenn 1 sich zwei Herzen lieben, aber es kommt darauf an, was man aus der Liebe macht. Außerdem müssen die zwei auch wirklich zusammenpassen.“

„Ist es nicht so, dass man einfach glauben darf, Gott führt die richtigen zwei in jedem Falle zusammen?“

„Das ist zweifellos wahr und im Idealfall auch möglich. Aber nicht alle jungen Menschen haben die notwendige Geduld zum Warten auf des Herrn Führung.“

„Woran kann man denn erkennen, ob eine Liebe von Gott ist oder nicht?“ fragte sie hastig. „Ist nicht jede Liebe von Gott?“

„Die Liebe ist von Gott, aber nicht alles, was wir Menschen für Liebe halten, ist wirkliche Liebe. Viele sind oft nur in ihre eigene Liebe verliebt, gar nicht in den anderen Menschen.“

„Onkel Mirko, ich weiß nicht, ob ich verliebt bin. Ich weiß es wirklich nicht. Da ist ein netter junger Mann. Er hat einen so schönen Namen, Bogdan, was doch heißt, dass er ‚von Gott gegeben’ ist. Aber er ist ungläubig. Dabei hat er ein so gutes Herz und ist hochanständig, vielleicht anständiger als mancher gläubige Bruder. Wahrscheinlich hat er mich sehr lieb ...“

„Das könnte sein. Aber was willst du tun? Hast du ihn denn auch lieb?“

Diese direkte Frage stellte sie vor eine Entscheidung. Sie antwortete lange nicht. Wenn sie ganz ehrlich zu sich war, musste sie ‚ja’ sagen. „Ja, ich habe ihn auch lieb“, sagte sie mit leiser, zitternder Stimme.

„Liebe ist stark, mein Kind. Der Mensch hat nicht Macht über sie“, sagte der Prediger nachdenklich.

„Es heißt doch in der Bibel, dass die Liebe eine Flamme des Herrn ist“, warf sie ein, froh darüber, dass sie ein verständnisvolles Ohr für ihr Anliegen gefunden hatte.

Aber Onkel Mirko hatte noch nicht zu Ende geredet. Er wusste, dass er diesem entschlossenen Mädchen einen gewissenhaften Rat geben musste. Wenn sie durch eine falsche Entscheidung aus dem inneren Gleichgewicht geriet, war ihr geistliches Leben in Gefahr. Und wenn er ihr jetzt einen falschen Rat oder einen falschen Eindruck über die Be-

ziehungen junger Menschen zueinander gab, machte er sich einer Oberflächlichkeit schuldig.

„Ljubica! Du bist noch so jung ...“

„Aber kein Kind mehr“, warf sie schnell ein, als wollte sie sich das Recht auf ihre Liebe nicht nehmen lassen.

„Gut, du bist kein Kind mehr. Wie du mir sagtest, willst du doch Krankenschwester werden, nicht wahr? Das dauert allein noch drei Jahre. Wenn du dich jetzt schon an einen Menschen bindest, wird dein weiteres Leben geteilt sein. Du wirst für deinen Beruf zu wenig Zeit haben ... Und dein Glaubensleben ...“

„Das habe ich mir auch gesagt. Aber du sagst ja selbst, dass die Liebe eine Macht ist, über die ein Mensch nicht Herr werden kann.“

„Ein Mensch nicht, Ljubica. Aber wir haben doch einen Heiland.“

„Ja, aber wenn die Liebe eine Flamme des Herrn ist, warum ließ er es zu, dass diese Flamme schon jetzt in mir entzündet wurde, wenn ich noch zu jung bin?“ fragte sie zögernd.

„Bedenke, dass nicht jede menschliche Liebe diese Bezeichnung *Flamme des Herrn* verdient. Wir dürfen nicht jede Art von Liebe nähren“, sagte er ernst.

„Was soll ein Mensch aber mit dieser Liebe machen, wenn sie da ist? Wenn sie immer da ist, Onkel Mirko?“ fragte sie in echter Ratlosigkeit.

„Man darf alle seine Gefühle dem großen Meister in die Hände legen. Er kann das Feuer hüten, er kann es auslöschen oder auch erhalten. Man sollte nur nicht ungeduldig sein. Das merkt man erst mit der Zeit, ob eine Liebe wirklich von Gott ist. Der Mann, den du liebst, ist immerhin ungläubig ...“

„Ja, das verstehe ich. Meine Liebe zu Bogdan ist wahrscheinlich nicht von Gott ... Nicht von Gott“, wiederholte sie sehr ernst. „Muss ich ihn vergessen?“ fragte sie unentschlossen.

„Ljubica. Die Liebe ist stark. Sie brennt wie ein Feuer. Feuer ist etwas Gutes, wenn es an richtiger Stelle, zum Beispiel im Herd oder im

Ofen, brennt, wo es wärmt und den Menschen nützlich ist. Aber wenn das Feuer an verkehrter Stelle brennt, richtet es Schaden und Verheerungen an. Wir Menschen haben die Aufgabe, über das Feuer zu wachen. Wenn es an verkehrter Stelle brennt, müssen wir es auslöschen. Unter allen Umständen. Das verstehst du sicher, mein Kind."

Ja, ich verstehe. Bei mir brennt das Feuer an verkehrter Stelle ... Bogdan ist ein Gottesleugner. Seine Liebe zu mir kann nicht gut sein, und meine Liebe zu ihm kann nicht gut sein. Ich muss sie auslöschen – seine und meine Liebe ..."

„Gott wird dir helfen, Ljubica. Du bist sein Kind. Bitte ihn ernstlich, dass er das Feuer auslöscht. Er kann es tun, wenn er will. Ich werde auch für dich beten, und wir wollen miteinander auf die Hilfe des Herrn harren."

Onkel Mirko sagte es mit feuchten Augen. Er wusste, wie schwer dieser Kampf noch werden konnte.

„Gott wird es tun", sagte er mehr zu sich selbst als zu ihr. „Du gehst ja bald aus Selo fort. Das ist gut für dich."

Als die Mutter mit einem hölzernen Milchbottich hereinkam, wechselte der erfahrene Seelsorger unauffällig das Thema. Er wollte nicht, dass die Mutter jetzt eingeweiht wurde. Solange Ljubica so gewissenhaft über ihr eigenes Herz wachte, durfte er getrost alles in Gottes Händen belassen. Sie sollte jedenfalls wissen, dass sie ihm etwas anvertrauen konnte, ohne dass sie Angst haben musste, dass er es weitererzählt.

Bogdan versuchte indessen, auf eine andere Art mit seiner Liebe zu Ljubica fertig zu werden. Wenn er geahnt hätte, dass er ihr alles andere als gleichgültig war, hätte er sich wahrscheinlich nicht so gehen lassen. Seit jenem öffentlichen Auftritt in betrunkenem Zustand hatte er sein inneres Gleichgewicht verloren.

Anfangs empfand er noch Scham über sein Verhalten, ober weil er sich als volkstümlicher Zecher einmal gefallen hatte, blieb er dabei.

Seine Abende verbrachte er in der Gastwirtschaft, wo ihn die anderen immer herzlicher willkommen hießen. Er entdeckte den „Bauern“ in sich, wie er sich ausdrückte, wenn ihn die ewig besorgte Mutter an seine musterhafte Vergangenheit erinnerte.

Als er sich an einem Abend wieder betrunken hatte, schlenderte er mit einigen weinseligen Freunden durch die dunkle Hauptgasse. Am Gässchen zur Apotheke stand ein Verbotsschild für Kraftfahrzeuge, das insofern überflüssig war, als in ganz Selo niemand ein Auto besaß und auch nur selten ein fremdes Auto zu sehen war.

„Hol das Ding herunter“, befahl er sich selbst und kletterte auf den Zaun. In einer übertriebenen Kraftmeierei wuchtete er das Schild mitsamt dem Pfosten aus der Erde. „Das Ding ist unnötig, das stellen wir woanders auf.“

Seine Begleiter waren begeistert. Aber wo anders sollte es stehen? Er wusste es. „Kommt, Jungs!“ rief er unternehmungslustig und ging vor ihnen her, das Verbotszeichen auf der Schulter, wie früher die Pilger ihr Kreuz trugen.

Alle wussten: es ging zur Mala Ruma. Die jungen Männer formierten sich zum Gänsemarsch und trotteten, mit abgerissenen Schlagerfetzen auf den Lippen, hinter ihrem „Häuptling“ her. Das war sein neuer Titel. Sie nannten ihn Häuptling, obwohl sie alle zum Indianerspielen zu alt waren.

Vor dem Bauernhaus in der Mala Ruma kam es zu einer Szene, die zum Glück niemand von den übrigen Dorfbewohnern miterlebte. Bogdan stellte das Verbotsschild vor das Tor, die anderen bildeten einen Halbkreis. Einer sagte, dass man jetzt einen Gottesdienst halten müsste. Ja, einen Gottesdienst für die „heilige“ Familie Djordjević.

Schon äffte einer den Ton der orthodoxen Liturgie nach.

Der Vorsänger dichtete aus dem Stegreif einen Text auf „alle Feldmäuse, Papiertüten und trockenen Kirschkerne“, den er in monotoner

Weise hersang. Die anderen fielen mit einem gotteslästerlichen „Halleluja, Halleluja“ ein.

Bogdan stand betroffen dabei. Er war der Anstifter dieses traurigen Auftritts, aber das hatte er wirklich nicht gewollt. Wenn Ljubica tatsächlich wach lag und es hörte? Außerdem war das strafbar, was sie hier taten. Denn der Staat schützt die Religion seiner Bürger; jede Religion, auch die der Familie Djordjević.

„Hört mal her“, rief er den johlenden Kerlen zu, die sich nicht zum Schweigen bringen lassen wollten. „Hört mal her, Jungs. Wir lassen die Leute lieber in Ruhe und gehen jetzt nach Hause.“

„Nein, nein!“ grölten sie übermütig. „Erst müssen wir noch beten.“

Bogdan war plötzlich ernüchtert. Er empfand deutlich das Übergewicht seiner Freunde und sah ein, dass er sie nicht so leicht von ihrem Tun abbringen konnte. Aber jetzt noch beten? Wenn es auch keinen Gott gab, aber beten im Rausch? Das war doch zu viel.

„Kommt, wir machen uns strafbar!“ rief er beschwörend. „Kommt!“ Nur langsam folgten sie ihm. Johlend, wie sie gekommen waren, zogen sie wieder ab. Aber keiner dachte mehr an das über zwei Meter hoch aufragende Verbotsschild vor dem Tor. Es blieb dort wie ein Denkmal ihres Leichtsinns stehen.

In Selo hatte es sich herumgesprochen, dass Bogdan Davidović ein liederlicher Kerl geworden sei. Der Lehrer Petrović ging zum Bürgermeister, und beide gingen miteinander zum „Direktor“ der staatseigenen Zuckerfabrik. Er war ein einfacher Arbeiter aus dem Banat, hatte sich aber als linientreuer Kommunist in die Stellung eines Direktors empor politisiert. Trotzdem genoss auch er das Vertrauen der Dorfbewohner in Selo, denn er war ein arbeitsamer Mann. Obendrein verstand er auch etwas von der Technik und war immer bereit, den gemeindeeigenen Mähdrescher zu reparieren, wenn er mitten auf einem Erntefeld nicht mehr funktionieren wollte.

„Wir müssen mit ihm sprechen, Genossen“, entschied der Arbeiterdirektor. „Junge Menschen haben so ihre Probleme.“ Er hatte natürlich längst gemerkt, dass Bogdan noch bis vor einigen Wochen vor dem Fabriktor sehr oft auf die Ljubica wartete. Der junge Genosse Bogdan Davidović befand sich nach seiner Meinung in einem seelischen Konflikt, aus dem man ihm heraushelfen musste.

Der Lehrer Petrović stimmte diesen Überlegungen zu. Er war ein guter Pädagoge und sah hier endlich einmal eine Gelegenheit, sein psychologisches Wissen an den Mann zu bringen. Der Bürgermeister nickte immer nur, wenn er das Wort „Psychologie“ hörte. Er verstand diese Sprache nicht, aber er war auch der Meinung, dass Bogdan einen helfenden Hinweis brauchte. So machten sie sich auf den Weg zu ihm.

Sie fanden ihn in gereizter Stimmung vor. Er hatte sich innerlich verändert. Das spürten die Amtsträger deutlich.

„Wir wollten gerne mal mit dir reden“, sagte der Bürgermeister wie ein schüchterner Junge. Er trug einen Schnauzbart wie die alten österreichischen Offiziere, die er noch aus der Zeit vor 1918 in lebhafter Erinnerung behalten hatte.

„Was wollt ihr mit mir reden?“ Bogdan war tatsächlich ärgerlich und für keine Moralpredigt empfänglich.

„Bogdan, du bist ein guter Mensch“, schaltete sich der halbgebildete Direktor der Zuckerfabrik zögernd ein. „ Wir wissen, dass du mit uns für den Weltfrieden wirken willst.“

„Für den Weltfrieden?“ fragte er. „Was können wir für den Frieden der Welt tun? Alles nur Phrasen! Lasst mich in Ruhe!“

„Wir müssen an eine bessere Zukunft glauben, Bogdan“, sagte der Lehrer Petrović väterlich, der seinen etwas sensiblen und problematischen ehemaligen Schüler gut kannte. „Vor allem müssen wir selbst den anderen ein Vorbild sein“, fügte er vielsagend hinzu.

Bogdan verstand den Wink. Aber er war alles andere als gewillt, sich auf die geforderte Parteidisziplin einzustellen. In den vergangenen

Wochen, die er nach außen hin wie ein liederlicher Kerl zugebracht hatte, war er innerlich umso reger in eine Auseinandersetzung mit seiner bisherigen Weltanschauung geraten.

Im Mittelpunkt seiner Überlegungen stand jetzt der Mensch, nicht mehr der Staat. Alle ehrlichen Bemühungen der Partei, dem Staatsbürger ein besseres Leben zu geben, scheiterten gerade an diesem Staatsbürger, wenn er nicht wirklich als Mensch gesehen wurde. Der nur einen Augenblick währende Gedanke an die unbegrenzte Kraft der menschlichen Liebe, den er in jener Nacht so tief erlebte, ließ ihn nicht mehr los.

„Wir leben mit unseren Ideen am Menschen vorbei“, sagte er herausfordernd. „Keiner im Dorf glaubt an die Notwendigkeit der politischen Schulung. Denen schmeckt die Arbeit nicht besser und das Essen nicht schlechter als unter den angeblich ausbeuterischen Monarchen vor dem Kriege.“

„Sage nicht *angeblich* ausbeuterisch“, korrigierte ihn der „Direktor“. „Sie waren ausbeuterisch, alle waren es.“

„Nur wir sind es nicht“, spottete Bogdan bissig.

„Mensch, du bist ja gar nicht würdig, der Partei anzugehören, wenn du das nicht kapierst.“ Er schob sich demonstrativ den Hut ins Genick und spuckte auf den Boden.

„Nun gut. Du musst es wohl wissen, Genosse Farkasch“, lenkte Bogdan ein. „Aber Tatsache ist, dass der Mensch nicht besser wird, wenn er in einer sozialistischen Gesellschaft lebt.“

„Wie meinst du das?“ schrie Farkasch.

„Nun, ganz einfach“, entgegnete Bogdan trotzig. „Früher bereicherten sich die Kapitalisten und jetzt die Funktionäre. Früher wurden die Arbeiter von den Reichen getrieben und jetzt von den paar Parteibonzen. Wo ist da der Fortschritt?“

„Die Arbeiter und die Partei sind sich einig“, dozierte Farkasch wie auf der Bühne einer öffentlichen Kundgebung.

„Ja, beim Rakija“ (Schnaps), unterbrach ihn Bogdan frech. „Das hast du gerade nötig zu sagen.“ Mahnend versuchte Lehrer Petrović die gespannte Lage zu entschärfen.

Genosse Farkasch war nämlich genauso leidenschaftlich in seinem Eifer wie der junge Genosse in seinem Zorn. Der eine war überzeugt, dass es in dieser Welt nichts Vollkommeneres als einen sozialistischen Staat geben kann, der andere aber war entweder noch nie oder jetzt nicht mehr davon überzeugt. Der eine fand volle Befriedigung seines Lebens im Dienst an „der guten Sache“, der andere aber begann eben einen vollkommeneren Sinn seines Lebens zu suchen.

„Das ist der Fortschritt, dass du nicht mehr 70 Stunden in der Woche für ein trockenes Brötchen arbeiten musst. Und dass du nicht mehr in deiner Freiheit behindert wirst. Dass du auch als armer Schlucker etwas werden kannst, verstehst du. Das haben wir bitter bezahlt, dafür haben wir unseren Kopf hingehalten, und viele haben geblutet“, schrie der Direktor fast außer sich. Er war in seinem Element. Der alte Partisan in ihm war auferstanden.

„Andere haben auch geblutet, nur weil sie euch im Wege waren“, begehrte Bogdan trotzig auf.

„Ja. Das geschah ihnen recht. Sie waren Feinde des Volkes.“

„Feinde welchen Volkes?“ Bogdan reizte sein Gegenüber bewusst.

„Schweig!“ befahl Farkasch kreideweiß. Dann zwang er sich zur Ruhe und sagte wie ein Arzt, der den unvermeidlichen Tod eines Patienten voraussagen muss: „Jede neue Ideologie fordert Opfer. Die neue Gesellschaftsordnung, die wir geschaffen haben, war jedes Opfer wert. Was sind da ein paar Hunderttausend Menschen oder ein paar Millionen ...“ Der Bürgermeister senkte den Kopf, als ob er sich schämte. Es war ganz still im Raum. Bogdan war aufgestanden.

„Was ein paar Millionen Menschen sind? Weißt du das nicht? Nein, du weißt es nicht“, sagte er schroff. „Du weißt anscheinend nicht einmal, was ein Mensch ist. Denn die Parteidoktrin, die du dein Leben

lang geschluckt hast, weiß nichts vom Menschen. Aber hier ist ein Mensch!“ Bogdan schlug sich mit der Faust auf die Brust. .

„Da drin schlägt ein Herz, hörst du; ein Herz, das den Sternenhimmel umfassen kann, das liebt und leidet ...“

„Das liebt und leidet“, warf Farkasch ironisch ein. „Da haben wir es.“ Er blickte erleichtert um sich. Lehrer Petrović nickte zögernd, der Bürgermeister blickte wieder weg, als schämte er sich.

„Da haben wir es“, wiederholte Farkasch triumphierend. „Er liebt und leidet. Genau das ist es. Und deshalb ist die Doktrin der Partei nicht mehr gut.“ Er stand ebenfalls auf und blieb vor Bogdan mit dem Hut in der Hand in drohender Haltung stehen. „Nimm alles zurück, was du heute gesagt hast!“

Bogdan schwieg. Es war ihm bewusst, dass er in dieser Stunde einen Weg beschritten hatte, auf dem es kein Zurück mehr gab. Mit einer Partei, die unter Umständen Millionen Menschen vernichten konnte, obwohl sie ihr nicht einmal ernstlich im Wege standen, wollte er nichts zu tun haben. Dann hätte er genauso gut bei der Kirche bleiben können, die seiner Meinung nach auch nur um ihre Macht kämpfte und dabei weder vor Intrigen noch vor Krieg und Mord zurückschreckte.

„Ich nehme nichts zurück!“ Er war entschlossen.

„Dann haben wir dir nichts mehr zu sagen“, entschied der „Direktor“ und wandte sich zum Gehen.

„Ganz verstehe ich dich ja auch nicht“, sagte Lehrer Petrović. „Aber du warst noch nie ein echter Sozialist.“ „Nimm es nicht zu tragisch“, raunte der schnauzbärtige Bürgermeister. „Du hast viele Freunde im Dorf.“ Dann gingen die drei Männer.

Als Bogdan wieder alleine war, tobte es in ihm. Er sah sich schon als Angeklagter vor dem Richter stehen und verteidigte sich gegen dessen Anschuldigungen. Nein, er war kein Feind des Volkes, ganz gewiss nicht. Aber er hatte es endgültig satt, sein ganzes inneres Leben einer

Ideologie zu opfern, die nur mit Zahlen und Planvorstellungen arbeitete. Er hatte sich selbst gefunden, ganz unvermittelt und ohne bewusste Absicht. Ja, dort unter den Sternen war ihm etwas aufgegangen, was er ohnehin immer irgendwie in seiner Seele getragen hatte, nämlich die einmalige Hoheit und Würde eines Menschenlebens.

Bogdan fuhr mit dem Fahrrad in die Abenddämmerung, um nur auf andere Gedanken zu kommen. Die Auseinandersetzung mit den drei Männern bewegte ihn.

„Und Ljubica?“ schoss es ihm durch den Sinn. Wie wäre alles geworden, wenn er sie nicht so liebgewonnen hätte? Hatte der Genosse Farkasch nicht doch recht, als er sagte, dass die Liebe an allem schuld sei? Die Liebe zu diesem frommen Mädchen! Am Ende würde ihm niemand glauben, dass er auch ohne sie einmal zu sich selbst gefunden hätte.

Ja, tatsächlich. Es war ihm klar, dass er auch ohne sie dahintergekommen wäre, dass er sein Leben nach einem ganz persönlichen inneren Gesetz leben musste. Das war kein Kompromiss mit der Weltanschauung Ljubicas. Denn was wusste er eigentlich von ihrem Glauben? Sie gefiel ihm, das war alles.

Nein, er empfand deutlich, dass er jetzt an der Schwelle einer eigenen, neuen Welt stand und dass er erst jetzt anfing, bewusst zu leben.

Sollte er nicht doch in die Mala Ruma fahren? So ganz hintenherum, dass ihn niemand sehen konnte? Vielleicht sah er Ljubica, vielleicht. Und wenn er ehrlich zu sich selber war, musste er zugeben, dass er sie nur zu gerne sehen wollte.

Wenigstens wieder einmal sehen wollte er sie, wenn er schon nicht mit ihr sprechen konnte. Und so fuhr er wieder den Feldweg bis unter den Schlehdornstrauch, von wo aus er das Haus und den Hof gut sehen konnte. Das Glück war ihm hold.

Er traute seinen Augen nicht. Dort kam sie mit dem Fahrrad über den Hof. Sein Herz pochte vor Erregung, und er überlegte blitzschnell, was er tun sollte. Vielleicht bog sie irgendwo in einen Seitenweg ab, vielleicht aber kam sie auch hier vorbei, dachte er. Es wäre nicht zu fassen, aber doch schön, wenn sie käme. Kurz entschlossen fuhr er ihr einfach entgegen. Sein Puls geriet aus dem Takt und sein Mund wurde ganz trocken.

Ljubica erschrak, als sie ihn erkannte. Sie fühlte, wie ihr Herz pochte. Wo mochte er herkommen, ausgerechnet jetzt? Wenn jemand sie beide so sehen würde? Es sah nach Verabredung aus. Aber sie hatte wirklich nichts geahnt, und er konnte doch auch nicht gewusst haben, dass sie heute Abend hier vorbeikommen würde.

„Guten Abend, Ljubica“, grüßte Bogdan mit verhaltener Freude und bremste sein Fahrrad ab.

Sie fühlte, dass sie nicht einfach weiterfahren konnte und blieb auch stehen.

Er trat auf sie zu und reichte ihr die Hand. Sie hätte es wahrscheinlich aus Schüchternheit und Verlegenheit von sich aus nicht getan. Sie standen sich mit hochroten Gesichtern gegenüber. Zunächst brachte keiner ein Wort über die Lippen, so dass es beiden peinlich wurde, so stumm und aufgeregt dazustehen.

„Wo kommst denn du her?“ fragte sie unsicher, nur um etwas zu sagen. „Hier hätte ich dich absolut nicht vermutet.“

„Darf ich ganz ehrlich sein?“ fragte er in erzwungener Heiterkeit. Und ohne ihre Antwort abzuwarten, sagte er ihr, wo er hergekommen war. „Ich hatte einen Streit mit dem Farkasch. Du kennst ihn ja auch, den Direktor der Zuckerfabrik. Und da wollte ich mich ein wenig in der freien Natur wieder erholen. Dabei kam mir der Gedanke, hierher zu fahren, weil ich im Stillen hoffte, dich zu sehen.“

Seine Stimme klang zuletzt ganz ernst, und sie fühlte, dass es eine erneute Liebeserklärung war. Wurde sie wieder rot? Sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg.

„Warum hattest du mit dem Direktor einen Streit?“ fragte sie interessiert und war froh darüber, dass sie ihn. etwas fragen konnte.

„Die waren mit mir nicht mehr zufrieden. Der Lehrer Petrović und der Bürgermeister waren auch dabei. Du weißt ja nicht, was ich in letzter Zeit so alles angestellt habe.“

Sie wusste es. Viva hatte ihr alles erzählt. Nur das nächtliche „Ständchen“ hatte sie nicht gehört. Er glaubte aber, dass sie auch das wusste.

„Wahrscheinlich hast du auch den Spottgesang gehört, den meine Kameraden vor eurem Hoftor sangen ... Und das Verkehrszeichen hat dein Vater sicher auch gleich am Morgen gefunden ...“

Er wurde sehr verlegen, hoffte aber doch, dass sie ihn verstehen würde. Es war ja alles wegen ihr. Weil sie gesagt hatte, dass sie sich nicht mehr sehen durften.

„Ich habe kein Spottlied gehört“, sagte sie ernst, „und meine Eltern haben mir auch nichts gesagt. Aber ich habe gehört, dass du oft in der Gastwirtschaft bist und dich betrinkst ... Und das hat mir weh getan.“

„Warum hat es dir weh getan?“ fragte er rasch und blickte sie an.

Ihre Lippen bebten, doch sie schwieg. Dann sagte sie leise: „Weil das gar nicht zu dir passt. Du bist doch nicht wie die anderen. Du bist doch zu etwas Besserem berufen.“

Berufen? flog es ihm durch den Kopf. Sie hatte das Wort so betont gesagt, als ob sie genau wusste, wozu und von wem er zu etwas Besserem berufen war.

„Wie meinst du das?“ fragte er. „Von wem bin ich berufen? Und was ist das Bessere, wozu mich jemand berufen hat?“

„Du wirst es mir nicht glauben, aber ich denke, dass GOTT dich zu etwas Besserem berufen hat“, antwortete sie zögernd. Sie wusste,

dass er nicht an Gott glaubte. Er hatte immer nur gelächelt oder eine „natürliche“ Erklärung für alles gehabt, wenn sie mit ihm ein Gespräch über Gott anfing. Darum blickte sie jetzt verlegen zur Erde und wartete auf seine ablehnende Reaktion. Aber sie kam nicht, jedenfalls nicht so schnell wie sonst. Darum blickte sie überrascht auf.

„Gott“, sagte er nachdenklich. „Meinst du wirklich, dass Gott – wenn es ihn geben sollte – etwas von mir weiß? Der Gedanke wäre eigentlich schön. Aber das kann ja gar nicht sein.“ Sein Verstand war so an die logischen Beweise gewöhnt, die gegen einen persönlichen Gott vorgebracht werden können, dass er bisher noch nicht an die ebenso logischen Beweise gedacht hatte, die für die Existenz eines persönlichen Gottes sprechen.

„Warum kann das nicht sein?“ fragte Ljubica in einem Tonfall, der bereits ihre gegenteilige Überzeugung ausdrückte.

„Es kann deshalb nicht sein, weil die Frage nach dem Ursprung dieses Gottes einfach nicht zu beantworten ist“, sagte er mit der Sicherheit des geschulten Atheisten.

Darauf war sie nicht gefasst. Sie war von ihren Schulfreundinnen und von den Kolleginnen im Betrieb nur andere Argumente gewöhnt. Eben jene häufigen Fragen, warum es Krieg und Unglück gibt, wenn ein lieber Gott im Himmel ist, oder warum eine Frau ihren Mann und zwei oder drei Söhne auf einmal verlieren müsse, wenn es einen lieben Gott gibt. Darauf hatte sie in der Bibel eine Antwort gefunden. Aber auf die Frage nach dem Ursprung Gottes wusste sie keine Antwort.

„Ist es denn so wichtig, dass wir diese Frage beantworten können?“ fragte sie unsicher. „Es gibt doch genügend Beweise für die Existenz Gottes, die nicht widerlegt werden können. Wenn man also beweisen kann, dass Gott lebt, dann ist es doch nicht so wichtig zu wissen, woher er kommt.“

„Kann bewiesen werden, dass Gott lebt?“ fragte er.

„Ja, es kann“, antwortete sie entschlossen und überzeugt, ohne sich darüber im Klaren zu sein, dass große Philosophen vergeblich versucht hatten, einen wirklich haltbaren Gottesbeweis zu liefern. Bogdan aber wusste das. Und darum war er neugierig, wie ihm dieses tapfere Mädchen, das er innig liebte, beweisen wollte, dass Gott lebt.

„Das musst du mir beweisen“, sagte er gelassen.

Sie spürte, dass sie wieder errötete, aber im Herzen seufzte sie zu Gott um Hilfe. Ach, wenn sie diesen Mann doch zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus Christus führen dürfte! Sie war von Herzen bereit, ihn herzugeben, wenn sie ihn nur für Gott gewinnen könnte! Das war in diesem Augenblick ihr einziger Gedanke.

„Ich bin ja nicht so begabt im Reden wie du“, begann sie etwas umständlich, „aber ich glaube doch, dass du meine Gedanken verstehen kannst. Sieh einmal, du sagst immer, dass alles durch die Natur hervorgebracht wurde. Aber kannst du wirklich glauben, dass alles nur zufällig so geworden ist, wie es ist? Verlangt nicht die ganze Schöpfung, dass wir an einen Schöpfer glauben? Denn es ist doch alles so wunderbar gemacht: die Bäume, die Blumen, die Sterne am Himmel und die Atome des Erdenstaubes ... Das kann doch nicht von selbst so geworden sein. Woher kommen denn die Bäume? Es muss doch ein Same dagewesen sein, aber woher? Und wieso gibt es so verschiedene Arten von Bäumen, Früchten und Blumen? Sogar der Duft ist verschieden, je nach der Art einer Pflanze. Ist es nicht eine viel größere Zumutung an den Verstand, zu glauben, dass das alles zufällig geworden ist, als zu glauben, dass es Gott geschaffen hat?“ Sie machte eine Pause.

Er sagte nur eintönig: „Das geschah in Millionen von Jahren.“

Sie fühlte, dass er sich durch den Hinweis auf die Schöpfung nicht zum ernsteren Nachdenken bewegen lassen wollte. Sie hatte ja früher selbst Zweifel an der Existenz Gottes. Wie sollte sie ihm erklären können, dass ein Mensch durch den Geist Gottes einen inneren Beweis

hat. Bogdan nannte das „subjektiv“. Sie gab es auf und stand verlegen vor ihm.

Bogdan empfand die Kraft ihrer inneren Oberzeugung, die lauter redete als alle Worte. Sie ist wie ein Engel, dachte er, und sie redet von Gott so wie von einem guten Bekannten.

„Gott hat uns lieb, ganz einfach lieb hat er uns“, sagte sie leise, „und das ist doch ganz logisch, meine ich, dass er uns liebt. Wir stammen doch alle von ihm ab, darum hat er uns lieb.“

„Wie kannst du das beweisen?“ warf er wieder ein.

„Beweisen?“ fragte sie hilflos, „beweisen kann man das schon, aber...“ Sie war tatsächlich verlegen. „Das ist so“, sagte sie, „das ist so, dass man es erleben kann, dass Gott uns liebt.“

„Erleben?“ wiederholte er gedehnt. „Du meinst, man kann erleben, dass Gott einen liebt? Wie willst du das erleben?“

„Als ich von meinen Eltern hörte, dass Gott wirklich lebt ...“

„Du bist eben religiös erzogen“, unterbrach er sie.

„Ja, das schon. Aber ich habe auch ganz persönlich erlebt, dass Gott mich liebt. Sonst würde ich bestimmt nicht glauben.“

Sie meinte es ehrlich, das fühlte er. Aber war sie nicht einfach das Produkt einer falschen Erziehung? Diese Art von Menschen redet sich selber etwas ein, in bester Absicht zwar, aber sie unterliegen doch nur einer Selbsttäuschung.

„Wie alt warst du denn, als du Gott *erlebtest*, wie du so sagst?“

„Ich war vierzehn“, sagte sie zögernd, weil sie ahnte, was er sich dabei dachte. Und so kam es auch.

„Vierzehn Jahre! Du liebe Zeit“, rief er aus. „Wie kann ein Mensch mit vierzehn Jahren etwas mit Gott erleben! Ich will dich nicht beleidigen“, fuhr er fort, „aber du machst es dir wirklich leicht, an deinen Gott zu glauben.“

Ljubica spürte, dass ihre Argumente zu schwach waren.

Wenn sie es ihm doch besser sagen könnte. Sie konnte sich ja nicht vorstellen, wie weit sich ein Mensch von Gott und seiner Wahrheit innerlich entfernen kann. Aber sie fühlte, dass hier nur Gott selbst etwas tun konnte.

„Ich kann dir das leider nicht so gut sagen“, entschuldigte sie sich, „aber komm doch einmal in unsere Versammlung. Der Prediger aus der Stadt kann dir alles besser erklären. Der war auch einmal ein Partisan gewesen, damals im Kriege. Aber er hat uns erzählt, dass er im Gefängnis hinter einem losen Ziegel eine alte zerrissene Bibel fand, durch die er zum Glauben gekommen ist. Der kann dir sicher auf alle Fragen antworten. Komm doch einmal! Willst du nicht? Am Sonntag in vierzehn Tagen haben wir wieder Versammlung mit dem Prediger.“

Bogdan konnte nicht verbergen, dass ihm die Sache peinlich wurde. Er sagte zwar weder ja noch nein, doch empfand er deutlich, dass es unmöglich war, eine solche Stubenversammlung zu besuchen. Es würde in Selo nicht verborgen bleiben, und dann würden die Leute sagen, dass er nur wegen ihr hinging. Er dachte an den Genossen Farkasch. Nein. Niemals sollte der recht behalten.

„In die Versammlung soll ich kommen? Das wäre doch ganz sinnlos. Ich glaube ja doch nicht an Gott“, sagte er so, dass sie alle Hoffnung begraben musste.

Sie waren unbemerkt in dieses Gespräch gekommen.

Wieso eigentlich? Er dachte zurück. Stimmt, das war es: Sie sagte, dass er zu etwas Besserem berufen sei – von Gott berufen.

„Wenn du wirklich meinst, dass ich von Gott zu etwas Besserem berufen bin, dann müsste er es mir doch eigentlich sagen.“

„Das stimmt“, antwortete sie. „Er wird es dir sicher noch zeigen. Ich bete für dich, wenn du auch noch an Gott zweifelst.“ Ihre Stimme klang so ernst und innig, als ob sie eben schon gebetet hätte.

„Aber nun muss ich weiter, es ist schon so spät geworden“, sagte sie in plötzlicher Eile und reichte ihm verlegen die Hand. Er hielt sie

fest in der seinen und wollte so gerne noch etwas anderes mit ihr reden. Aber sie zog ihre Hand zurück und fuhr ohne ein weiteres Wort davon.

Bogdan blickte ihr nach. Immer, wenn sie so von ihm wegfuhr, war es ihm, als risse etwas in seinem Inneren auseinander. Es war immer der gleiche Schmerz, den er physisch spürte, und er blieb immer in einer trostlosen, sehnsüchtigen Verfassung zurück. Auch diesmal wünschte er nichts anderes, als dass er sie bald wiedersehen könnte.

Als er auf dem Heimweg langsam dahinfuhr, wurde ihm erneut bewusst, dass sie in einer ganz anderen Welt lebte als er. „Sie ist heilig“, sagte er leise vor sich hin. Ja, dachte er, so müssen die heiligen Frauen und Jungfrauen gewesen sein, die damals in den Christenverfolgungen standhaft in den Tod gingen. Merkwürdige Menschen, diese Christen. Oberhaupt diese neugläubigen Leute, die statt zur Kirche in ihre Stubenversammlung gehen ... Und da sollte er auch hingehen? Ja, dort könnte er sie wiedersehen. Aber was würden die Leute sagen? Nein, man geht nicht in eine christliche Versammlung, nur um dort ein Mädchen zu sehen. Das stand für ihn fest.

Als Ljubica zu Hause wieder alleine war, faltete sie die Hände zum Gebet. Sie spürte, dass sie nicht überzeugend genug mit Bogdan reden konnte. Und sie betete kindlich zu Gott: „Herr, du weißt, dass ich ihn immer noch liebe. Aber ich will dir vertrauen. Du kannst und wirst das Feuer dieser Liebe aus meinem Herzen nehmen. Doch bitte ich dich dennoch um Gnade für Bogdan. Er ist ein so guter Mensch. Du kannst ihn doch zu dir ziehen, Herr. Das ist alles, was ich für ihn tun kann, und du verstehst mein Herz. Amen.“

Danach lag sie noch lange wach und dachte an ihre Zukunft. Nur noch wenige Tage war sie in ihrem Elternhause. Dann sollte sie weit fortgehen, um Krankenschwester zu werden. Sie freute sich bei diesem Gedanken so sehr, dass sie auch an Bogdan ohne allzu große Traurigkeit denken konnte. Sie war ja ein Kind Gottes. Sie durfte ihrem himm-

lischen Vater vertrauen. Ehe sie einschlief, dachte sie, dass sie ihm doch hätte sagen sollen, wie bald sie aus Selo weggehen würde. Er wusste es ja nicht. Sie hätten voneinander Abschied nehmen können, denn sie würde ihn wohl lange nicht mehr sehen. Im Urlaub vielleicht einmal. Und bis dahin wäre er vielleicht schon verheiratet. Mit wem? Ja, mit wem? Wer würde denn zu ihm passen? Wer könnte die Frau des Bogdan Davidović werden?

Ljubica war über diesen Gedanken eingeschlummert.

3. Es kam alles ganz anders

Der Sommer war schnell vorüber. Für Bogdan Davidović aber war unerwartet eine Katastrophe hereingebrochen. Seine frühere Krankheit meldete sich wieder. Er war immer sehr müde und abgespannt. Wochenlang hatte er keinen Appetit, und der Arzt verordnete ihm Bettruhe. Doch er stand wieder auf, weil er das Schicksal durch seinen Willen bezwingen wollte.

Die Krankheit veränderte schlagartig sein Leben. Sofort wurde die Einweisung in eine Lungenheilstätte eingeleitet. Seine Mutter wurde vor Kummer krank und lag die meiste Zeit niedergeschlagen im Bett. Er selbst erlebte in dieser Bedrohung seines jungen Lebens eine ungeheure innere Krise. Es schien auf einmal alles aus zu sein. Er beschäftigte sich nur noch mit dem Tode, der ihm wie ein Gespenst auf allen Wegen folgte.

Jetzt wurde auf einmal auch die Frage in ihm wach, was das Sterben eigentlich ist. Bisher hatte er nie ernsthaft darüber nachgedacht. Wer denkt schon ans Sterben, wenn er jung und gesund ist? Der Tod galt ihm immer als natürlich. Aber jetzt wurde ihm klar, dass er ein großes Geheimnis ist. Wusste überhaupt jemand genau, was das Leben und der Tod ist? Was haben große Denker darüber gesagt? Wie sind andere mit diesem Problem fertig geworden?

Haben nicht sogar weltbekannte Gottesleugner in ihrer Sterbestunde zu Gott gerufen? Wenn er früher so etwas in einer Biographie las, erklärte er es sich als Folge des Todeskampfes, der dem Menschen die Sinne raubt. Aber jetzt sah auf einmal alles ganz anders aus. Tag und Nacht stand ihm der Tod unerbittlich vor Augen.

Doch er ahnte nicht, dass Gott auf diese Weise mit ihm zu reden begann.

Bogdan musste immer aufs äußerste besorgt sein, damit ihn ja kein Luftzug erwischte. Seine Kameraden hatten sich von ihm zurückgezo-

gen. Er fand sich plötzlich ganz allein mit seinem nervenaufreibenden Kampf.

Allein ging er auch in die Nacht hinaus. In der Ferne lag dunkel der Saum des Waldes. Kleine Wolken glitten ruhig wie Schiffe am mondhellen Himmel dahin. Die Sterne glänzten freundlich und rein. Er fühlte sich von der Schönheit der Natur angezogen, war aber überall allein.

In dieser Einsamkeit dachte er gar oft auch an Ljubica. Sie war seit Monaten nicht mehr im Dorf. Er hatte erfahren, dass sie zu ihrer Tante gegangen war, um dort in der Stadt Krankenschwester zu werden. Auch sie war fort. Es war ihm alles genommen, was bis dahin den Inhalt seines Lebens ausmachte. Und auf dem Hintergrund der unberechenbaren Krankheit verblasste selbst das schöne Bild des geliebten Mädchens, das er immer noch in seinem Herzen trug.

Sollte es einen Gott im Himmel geben? Einen Gott, der Bazillen gemacht hat, die ein junges Leben sinnlos zerstören? Das konnte er nicht begreifen. Aber andererseits schien es wahr zu sein, was Ljubica sagte: Es gibt so viele Dinge, die auf einen Gott hinweisen, wenn man nur richtig darauf achtet. Es waltet in der ganzen Natur eine Gesetzmäßigkeit, die wunderbar ist. Und außerdem war da immer in seinem Herzen ein ungestilltes Sehnen. Wenn er zum Himmel aufblickte, empfand er es ganz besonders deutlich.

Sollte es doch einen Zusammenhang geben zwischen Himmel und Erde? Könnte womöglich doch ein Gott im Himmel sein, der die Menschen liebt? Einmal las er bei einem indischen Schriftsteller, dass jemand da sei, der jeden Schmerz eines menschlichen Herzens im eigenen Herzen spürt. Das wäre durchaus denkbar. Etwa so, wie der menschliehe Körper ein Haupt hat, in dem alles registriert wird, was irgendein Glied oder Sinnesorgan empfindet. Sollte das Universum auch ein Haupt haben, das an allem teilnimmt, was irgendwo geschieht? Man kann es eben nicht beweisen, dachte er. Aber kann man denn alles andere beweisen, woran man glaubt? Es gibt viel zu viele Dinge, die

man nicht sehen und doch glauben kann, weil sie an ihrer Wirkung erkannt werden. Die Atome können nur mit dem bewaffneten Auge gesehen werden – und wie groß ist ihre Wirkung! Was steht hinter diesen Kräften? Gott? Hat das Universum doch ein Haupt? Sollte Ljubica recht haben mit ihrer Behauptung, dass man Gott einfach *erleben* kann?

Bogdan wurde mehr und mehr zu einem aufrichtigen Gottsucher. Er hatte dabei aber immer das Gefühl, dass er diesen Weg ganz still und für sich allein gehen musste. Die traditionellen Formen des Christentums wirkten auf ihn kalt und nichtssagend.

Es wurde ihm bewusst, dass nur eine persönlich gewonnene Erfahrung mit Gott alle seine Zweifel beseitigen konnte. Wenn Gott lebte, musste sich dies in irgendeiner Form auch an ihm, dem einzelnen Menschen, bemerkbar machen.

Warum fragte er jetzt überhaupt nach Gott? Noch lag er ja nicht im Sterben. Er war noch aller seiner Sinne mächtig. Konnte er gerade deshalb nicht mehr ohne eine Antwort von Gott sein? Immer mehr verdüsterte sich sein Leben. Die Frage, was nach dem Sterben kommt, wurde quälend. Ja, wenn er sicher gewesen wäre, dass mit dem Tode alles aus ist, dann hätte er innerlich ruhig bleiben können. Aber wer bewies ihm, dass mit dem Tode alles aus ist? Bisher hatte er das einfach „geglaubt“, das heißt, er hatte nie darüber nachgedacht, wie unbewiesen diese Behauptung eigentlich war. Er, der doch immer nach klaren Beweisen fragte.

Wochen eines unausgesetzten seelischen Kampfes vergingen. Die Einweisung in die Lungenheilstätte konnte jeden Tag erfolgen. Das war immerhin ein kleiner Lichtblick. Vielleicht konnte ihm dort noch geholfen werden. Bogdan wunderte sich, wie sehr er begehrte, *dass* ihm geholfen würde.

Oh, er wollte leben! Wenn er das jemals wusste, dann jetzt. Leben wollte er. Selbst wenn er nicht durch die Krankheit bedroht gewesen

wäre, wünschte er dennoch auf einmal, dass er lange, ja sehr lange leben könnte. Der Tod wurde ihm so zum Feind, dass er am liebsten einen Kampf mit ihm aufgenommen hätte. Aber er war kein Phantast und wusste nur zu gut, dass er diesen Kampf verlieren würde.

Zu Hause las er heimlich in der Bibel, die er hinter vielen anderen Büchern und Zeitschriften herausgekramt hatte. Vieles war ihm nicht nur unverständlich, sondern geradezu ärgerlich an diesem Buch. Aber hin und wieder blieb ein Vers doch in seinem Bewusstsein haften. Er hatte manchmal den Eindruck, als ob er ganz persönlich angesprochen war. Im Alten Testament ärgerten ihn die vielen langen Geschichten und Gebote, die nach seiner Meinung gar keinen Sinn haben konnten. Im Neuen Testament ärgerte er sich immer an Jesus, der überall als Hauptfigur in Erscheinung trat, und mit dem er einfach nichts anzufangen wusste. Dass es einen Gott geben konnte, das leuchtete ihm allmählich ein. Aber was hatte dieser Jesus zu bedeuten? Gibt es denn *zwei* Götter? Wieso ist Jesus Gottes Sohn? Haben nicht die Mohammedaner recht, wenn sie sagen, dass Gott keinen Sohn haben kann, weil er keine Frau hat?

Aber dieser Jesus tat so wunderbare Dinge. Und seine Lehre war ja eigentlich nicht schlecht. Das hat die Partei immer schon zugegeben. Gewiss war Jesus auch ein Vorkämpfer der sozialen Gerechtigkeit. Aber war er Gottes Sohn?

Bogdan entschloss sich, einmal zum Popen (Pfarrer) zu gehen. Dieser war ein freundlicher, im Dorf gern gesehener Mann. Die Kirche ist immerhin schon seit fast zwei Jahrtausenden in der Welt. Große Reiche sind seither versunken, aber die Kirche steht immer noch, dachte Bogdan. Das könnte schon so sein, dass Gott sie vor dem Untergang bewahrt hat. Und auch der Pope ist eigentlich ein edler Charakter. Manchmal sah er ihn so allein auf dem Wege und wunderte sich, dass ein Mann mit Bildung sich so selbstlos in den Dienst der Kirche stellen konnte.

Wie viele andere orthodoxe Priester verzichtete er auf die Ehe. Wie viel Einsamkeit und wie viel innere Größe mochten in der Brust dieses Mannes nah beisammen wohnen.

In seinem Herzen empfand Bogdan plötzlich ein Zutrauen zu seinem Pfarrer. Es lagen zwar Jahre zwischen seiner Schulzeit und heute, aber ein Besuch bei einem Seelsorger ist wohl immer gestattet. Und so ging er hin.

In dem großen Studierzimmer saßen sie sich gegenüber.

Der Priester nahm sich seines jungen Besuchers rührend an. Er kannte ihn gut und freute sich, dass er zu ihm gekommen war.

„Nun sage mir einmal ganz frei, was deine Not ist“, begann er behutsam. Bogdan hatte sich allerlei Fragen innerlich zurechtgelegt, aber als er jetzt sprechen sollte, brachte er kein Wort über die Lippen. Es würgte ihn in der Kehle, und er merkte, dass er ganz unerwartet von einem Weinkrampf befallen wurde, den er trotz aller Selbstbeherrschung nicht überwinden konnte. Wortlos saß er da und schluchzte laut, wie nur jemand weint, der sich in tiefster Not und größtem Herzeleid befindet. Der Priester legte ihm väterlich die Hand auf die Schulter und redete ihm zu, sich nur ganz unbekümmert einmal auszuweinen.

„Du warst lange fern von Gott und seiner Kirche“, sagte er ohne jeden tadelnden Beigeschmack. „Aber Gott ist dir immer nahe geblieben, mein Guter, und auch seine Kirche hat immer für dich gebetet.“

Bogdan war noch immer nicht fähig, auch nur ein Wort zu sprechen. Er wagte nicht aufzusehen. Irgendwie war er über sich selbst beschämt. Wenn er geahnt hätte, dass ihm eine solche Reaktion seiner gequälten Seele widerfahren würde, wäre er wahrscheinlich nicht zum Priester gegangen. Langsam wurde es aber stiller in ihm. Er begann stockend zu reden.

„Ich habe so viele Fragen, Herr Pfarrer. Fragen, die mich Tag und Nacht nicht loslassen ... und ich dachte, dass Sie mir vielleicht helfen

können. Wissen Sie, ich schäme mich, dass ich erst jetzt komme, wo ich so krank geworden bin ... das sieht so aus, als käme ich nur aus Verzweiflung zu Ihnen ... und zum Teil trifft das zu ...“

„Ich weiß, dass du ernsthaft erkrankt bist, Bogdan ... Du darfst aber nicht fragen warum. Wir wissen es nicht immer, warum Gott etwas zulässt. Aber deine Kirche gibt dir den Trost, dass du auch als Kranker von Gott geliebt bist.“

„Das ist es eben, Herr Pfarrer. Meine Krankheit quält mich nicht mehr so, aber ich möchte wissen, was ich tun muss, um zu Gott zu kommen ... falls ich sterben muss, verstehen Sie? Ich gehe in den nächsten Tagen in die Klinik. Die Ärzte werden sicher ihr Bestes für mich tun. Aber was wird aus mir, wenn ich nicht mehr gesund werde? Ich meine, wenn ich sterbe ...“

„Du bist ein Glied der rechtgläubigen serbischen Kirche, Bogdan. Das weiß Gott, und darum wird er dir helfen,

Immer ...

„Ich kann nicht glauben, dass Gott mit mir zufrieden ist.

Ich habe doch nie nach ihm gefragt ... ich habe ihn doch geleugnet ... und ich kann auch jetzt noch nicht glauben, dass ich nach dem Sterben selig werde ... „

„Du darfst es glauben. Du bist ein Glied der rechtgläubigen serbischen Kirche ...“

„Genügt das wirklich ...? Muss da nicht vorher etwas geschehen, ich meine, zwischen Gott und mir ... etwas ganz Neues ...“

„Das Neue ist schon geschehen. Du bist doch seit deiner Taufe ein neuer Mensch ... das genügt vollkommen ... „

„Wenn ich das nur glauben könnte ...“

„Du musst es glauben“, sagte der Pope ermutigend. Er war ehrlich überzeugt, dass jeder getaufte Christ ein neuer Mensch ist, der vom Fluch und der Strafe der Sünde freigemacht wurde.

„Aber worin unterscheide ich mich denn von den Ungetauften? Ich bin doch ganz wie sie, ich bin doch einer der Ihren. Mir ist immer so, als ob ich etwas tun müsste, um mit Gott in Ordnung zu kommen.“

„Du bist ein guter Mensch. Aber glaube mir, es ist alles in Ordnung. Komme nur wieder zum Gottesdienst, beweise deine Treue zu deiner Kirche, dann wird dir Gott gewiss gnädig sein.“

Der Pope war aufgestanden. Er wirkte verlegen und erregt. „Mache dir keine Sorgen. Du bist ein Glied der Kirche Christi. Es wird alles wieder gut werden.“ Mit einem kräftigen Handschlag trennten sich die beiden.

Als Bogdan allein war, empfand er trotz dieser Aussprache keine Erleichterung. Ein neuer Mensch soll er schon immer gewesen sein? Wie gerne wäre er ein neuer Mensch geworden! Wenn er doch noch einmal von vorne anfangen könnte! Noch einmal geboren werden und dann ganz anders leben ... Anders leben? Wie anders? Er hatte doch nichts verbrochen. Dennoch fühlte er, dass sein ganzes Leben bisher sinnlos gelebt war. Wenn er dafür einmal Rechenschaft ablegen müsste, wäre allein das schon eine große Schuld, dass er eben gar nichts getan hatte, jedenfalls nichts für Gott. Er ahnte etwas davon, dass ein Menschenleben nur dann Sinn hat, wenn es in der Bindung an Gott gelebt wird. Ja, man müsste noch einmal geboren werden, dachte er, als er so allein auf einem entlegenen Feldweg dahinging.

Ohne dass er es wusste, wirkte schon lange die Gnade Gottes an seinem Herzen.

Der Herbstnebel senkte sich über die Felder. „Wenn ich noch einmal von vorne beginnen könnte“, sagte er leise für sich. Ja, noch einmal von vorne anfangen. Dann wäre alles gut.

Langsam schritt er dahin. Er war verloren und verlassen in einer kalten und stummen Welt. Nun hatte er nur noch seine Mutter, die sich um ihn kümmerte. Die Mutter. Neulich lag sie selbst so hilflos im Bett und schlief. Ihre rechte Hand lag zur Faust zusammengeballt auf dem

Deckbett, und er hatte für einen Augenblick eine tiefe Liebe und Dankbarkeit für sie empfunden. Wie musste sie doch auch so allein durchs Leben gehen. Hatte sie nicht so oft an seinem Bett gestanden und ihn treu umsorgt? Die Mutter.

Eigentlich war er sehr ungerecht und hart zu ihr. Es muss ihr das alles sehr weh getan haben, überlegte er. Ja, er erinnerte sich, dass er sich einmal schämte, mit ihr zusammen zum Bahnhof zu gehen, weil sie ihm zu einfach und ungebildet vorkam. Wie dumm war das doch von einem Sohn! Und nun lag sie krank da, weil sie sich um ihn allzu sehr grämte. Sie war doch eine recht gute Mutter.

Bogdan sah sich selbst in einem neuen lichte. Immer war er hochmütig. Auch wenn er etwas scheinbar Gutes tat, geschah es in der heimlichen Absicht, dadurch Eindruck zu machen. Es war nichts Gutes an ihm. Alles war nur für das Publikum getan.

Wie gerne wollte er noch einmal beginnen! Aber wie?

Hatte es jetzt überhaupt noch einen Sinn? Ja, wenn er wenigstens die Zeit bis zu seinem Tode richtig leben könnte, das wäre schon etwas. *Richtig* leben, dachte er. Bisher wollte er immer richtig *leben,* aber nun sehnte er sich danach, die vielleicht nur noch kurze Zeit seines Lebens *richtig* zu leben.

Ljubica hatte gesagt, dass Gott ihn zu etwas Besserem berufen habe. Damals wusste noch niemand, wie krank er eigentlich war. Auch sie wusste es nicht. Sie wusste es auch jetzt nicht, denn wer sollte es ihr geschrieben haben? Aber mit einem Tbc-Kranken kann auch Gott nichts mehr vorhaben. Es schien einfach zu spät zu sein.

Zu spät für ein neues Leben.

Er beschleunigte ungewollt seinen Schritt. Der in ihm lobende Kampf übertrug sich auf seinen Gang. Er eilte wie ein Fliehender und war doch wie ein Suchender, der so eilte, weil er Angst hatte, nicht mehr ans Ziel zu kommen.

Die Nacht war dunkel und neblig. Die Stille ringsum wirkte unheimlich. „Wo gehst du hin?“ hieß es in ihm, wie mit Geisterstimme. „Du kannst nicht mehr ausweichen. Es Ist alles aus. Mach Schluss! Mach Schluss!“ Wie angewurzelt blieb er stehen. Schluss machen? Wie? Ja, Schluss machen. Es hatte alles keinen Sinn mehr. Wenn ihm *Gott* nicht mehr helfen wollte, war alles verloren.

Auf die Schienen legen und auf den nächsten Zug warten? So wie jenes Liebespaar, von dem er vor Jahren in der Zeitung gelesen hatte. Dazu gehörte Mut. Mut, den er nicht hatte. Oder doch? Nein, erst wollte er es anders versuchen.

Ljubica hatte gesagt, dass Gott ihn liebe. Sie hat auch behauptet, dass man Gott erleben kann. Als sie von ihrer Bekehrung erzählte, sagte sie, dass sie sich einfach Gott in die Hände legte und dann erlebte, dass er sie liebt. Sie hat es gut, dachte er. Wenn er doch *so* glauben könnte!

Jetzt war es ihm, als ob eine Stimme in ihm sagte: „Versuche es doch. Wenn Gott lebt, ist noch Hoffnung für dich da.“ Das leuchtete ihm ein. Diese Stimme wurde kräftiger und verdrängte die andere, die ihn dazu verleiten wollte, Schluss zu machen. „Versuche es doch mit Gott“, hieß es in seinem Herzen mit zunehmender Hoffnung.

Sein Gewissen sagte ihm, dass er ein Feind Gottes war.

Er seufzte vor innerem Schmerz, weil er deutlich empfand, dass er außerhalb eines Bereiches war, in den er nur zu gerne eindringen wollte – aber da war keine Tür. Zum ersten Mal im Leben empfand er die Tragweite und tiefe Wahrheit jener biblischen Geschichte, über die er öfter gelacht hatte: dass Gott einen Engel mit einem hauenden Schwert vor die Pforte des Paradieses gestellt hatte, damit der Mensch nicht mehr zurück kann. Er lachte damals deshalb, weil er ein jenseitiges Paradies für religiöse Schwärmerei hielt.

Nun aber verstand er auf einmal, dass es einen Bereich des Lichtes und des Friedens gab, in den der Mensch nicht gelangen kann. „Da

möchte ich hinein!“ rief er laut und deutete mit der Hand in die Richtung vor sich hin, als sähe er im Geist ein ganz bestimmtes Land oder eine bergende Behausung.

Wenn ihn jemand aus dem Dorf hier gesehen hätte, würde es wohl geheißen haben, dass er nun sogar von Sinnen sei. Er konnte diesen Gedanken noch denken, obwohl er an dem furchtbaren inneren Zustand nichts ändern konnte. Merkwürdig, dass die anderen Menschen nicht auch so in Gewissensnot kamen. Aber wer weiß, wie bald ein anderer aus dem Dorfe in diese Lage kommen wird. Wenn sich der Mensch erst einmal aus dem genormten Ablauf des alltäglichen Lebens herauslöst, dann öffnen sich ihm andere Wirklichkeiten. Das wurde Bogdan ganz klar.

Aber er wusste immer noch nicht, dass es die Gnade Gottes war, die schon längst an seiner Seele arbeitete, um ihn zur Erkenntnis des Heilandes Jesu Christi zu führen.

Seine Reue über ein verfehltes Leben steigerte sich zu einem großen Schmerz. Er warf sich der Länge nach zu Boden und war wie einer, der mit jemand ringt. Sein ganzer Körper war in Bewegung. Der ganze Mensch war wie ein einsamer Schrei in der Nacht – und wie durch eine Erleuchtung erkannte er, dass er selbst an diesem Elend schuld war. „Ich bin schuld!“ rief er laut in die Nacht. „Ich bin schuld. Hätte ich nach Gott gefragt und nach seinem Wort gelebt, so wäre es mir anders ergangen.“

Er lag in der Furche eines Ackers und weinte.

Wie durch ein Wunder wurde er an Jesus erinnert. Wie hieß es beim Abendmahl:“ ... zur Vergebung der Sünden“. Ja, Jesus sagte, dass er sein Leben hingab, damit die Schuld bezahlt werde. Welche Schuld? Alle Schuld? Auch die Schuld des Bogdan Davidović?

Heißer tobte der Kampf in seiner Brust. Auch seine Schuld? „Jesus!“ rief er in tiefster Not, „Jesus, wenn du lebst und mir helfen

kannst, erbarme dich über mich!“ Es war mit Macht aus ihm hervorgebrochen. Er kniete sich hin auf die Erde.

Aber was war das? Plötzlich war es ihm, als käme vom Himmel herab ein Licht, ganz plötzlich. Es war ihm, als wäre dieses Licht von oben irgendwie in ihn hineingekommen. Wahrhaftig, er empfand eine unbeschreibliche Erleichterung in seinem Herzen. Es war, als ob er langsam aus einem Schraubstock herausgelöst worden wäre. Alle Not wich einem sanften Frieden.

Bogdan stand auf und blickte zum Himmel. In der Freude seines Herzens entrangen sich seinem Munde Worte der Anbetung.

Er hatte nie vorher solche Worte gehört oder bei jemand erlebt. Wie unbeschreiblich war dieses Glück! „0 Herr Jesus, mein Heiland, du hast mir geholfen!“ rief er in froher Erregung.

Er ging wie ein Träumender durch die dunkle Nacht. Mit jedem Schritt ging er in ein neues Leben. Ihm war, als ob er aus einem Gefängnis befreit und in eine lichtvolle, herrliche Freiheit versetzt worden wäre. Wie wohl war ihm zumute. Wie nah war Gott, wie real. Ja, in der Tat, nun hatte er Gott erlebt. So wie Ljubica …

„Ljubica“, schoss es ihm durch den Kopf. War sie ihm nur darum für eine kurze Zeit an die Seite gestellt, um ihm zu diesem Erlebnis mit Gott zu verhelfen? Vielleicht. Gott weiß es.

In dieser Freude war es nicht mehr wichtig, ob sie ihn liebte oder nicht. Sein und ihr Leben waren ja in Gottes Hand. Nun wird Gott alles andere tun.

Bogdan wusste immer noch nicht, dass ihm der Geist Gottes alle diese Dinge verklärte. Er wusste nicht, dass derselbe Gott, der am Anfang das Licht aus der Finsternis hervorrief, auch in ihm einen hellen Schein vom Himmel her aufgehen ließ, um ihm die Erleuchtung von Jesus Christus zu schenken.

Er wusste nicht, dass er nun wiedergeboren war zu einer lebendigen Hoffnung.

Als er vor dem Hause ankam, merkte er, dass seine Mutter am Fenster hinterm Vorhang stand und auf ihn wartete. Doch als er hineinkam, lag sie wieder in ihrem Bett. Sie wusste nicht recht, wie sie mit ihrem Sohn ins Gespräch kommen konnte. Er war seit Tagen so eigenartig verändert, aber das war ja auch kein Wunder bei seiner ernsten Erkrankung. Wie überrascht war sie nun aber, als Bogdan von sich aus zu reden begann.

„Du hast auf mich gewartet, Mutter?“ fragte er freundlich und fuhr fort: „Ich sah dich nämlich hinterm Vorhang am Fenster stehen, als ich kam. Du hast dir sicher wieder Sorgen gemacht um mich.“

Die Mutter traute ihren Ohren nicht. War das möglich?

Hatte er wieder einmal getrunken?

Sie richtete sich auf und sagte: „Ja, ich mache mir natürlich Sorgen um dich. Eine Mutter denkt immer an ihr Kind.“

Er verstand sie auf einmal. Sie musste ja den Eindruck gewinnen, dass er blind war für ihre Mutterliebe. Darum betonte sie wahrscheinlich so oft, dass sie eine *gute* Mutter sei. Ja, sie war eine gute Mutter, der er viel zu verdanken hatte.

Am liebsten wollte er an ihr Bett treten und sie um Verzeihung bitten, aber es fiel ihm schwer. So geht es jungen Männern, die so eine gefühlvolle Regung lieber anders ausdrücken als mit feierlichen Worten.

„Du bist eine gute Mutter“, sagte er und wandte sich schnell zur Seite, um seine Jacke aufzuhängen.

War das möglich, wirklich möglich? Die Mutter traute der Sache immer noch nicht ganz.

„Wo kommst du eigentlich her, Bogdan?“ fragte sie neugierig.

„Du scheinst ja etwas besonders Schönes erlebt zu haben, weil du so strahlst.“

„Ich war zuerst beim Popen“, sagte er und sah, wie sehr das seine Mutter überraschte. Aber dann wiederholte er weine Worte: „Ja, ich war beim Popen, und dann war ich noch draußen im Freien.“

„Das hat dir sicher gut getan“, sagte die Mutter. Sie freute sich, dass ihr Sohn endlich doch zur Vernunft kam.

Am anderen Morgen stand die Mutter gesund vom Bett auf. Das Leben konnte neu beginnen. Sie fühlte, dass sie Ihren Sohn gewonnen hatte. Nun war alles, alles gut.

Aber dann kam die Post. Bogdan ahnte schon, was der große braune Umschlag enthielt: Die Einweisung in die Lungenheilstätte. Die Mutter war aus ihrer kurzen Freude jäh wieder in die Abgründe des Kummers hinabgesunken. Das Barometer ihrer Seele fiel schnell wieder auf einen Tiefpunkt. Bogdan hingegen blieb innerlich ruhig und versuchte, sie zu trösten. Erst nach und nach sah sie ein, dass es eben sein musste. Während sie für ihn die Wäsche herrichtete, ging er in den Garten. Es war ihm bewusst, dass der Weg in die Klinik nichts mit einer Kur oder Erholung zu tun hatte. Er wusste ungefähr, was ihm bevorstand, weil er über die Art der ärztlichen Behandlung von Tbc-Kranken einiges gelesen hatte. Wird Gott sein Leben erhalten? Oder wird er bald sterben müssen? Er fühlte, wie sehr er am Leben hing. Doch er wollte bereit sein. „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben ...“ hatte er irgendwo in der Bibel gelesen. „Die in dem Herrn sterben ...“, das konnte er begreifen. Denn er glaubte jetzt, dass er bei Gott in Gnaden war und hatte bleibenden Frieden in seinem Herzen.

Schnell vergingen die letzten Tage vor der Abreise. Einmal war er noch ganz matt in die Mala Ruma hinuntergegangen und unter der alten Eiche vor dem Tor des Bauernhauses stehengeblieben. Die Blätter fielen welk auf die Erde, sooft der Herbstwind die Äste bewegte. Es war ein trostloser Anblick. Seitdem Ljubica nicht mehr im Hause wohnte, erschien es ihm wie leer und ausgestorben.

Hier unter diesem Baum hatte er zum ersten Mal das Gefühl einer Sehnsucht nach der Ewigkeit. Damals schon war so etwas wie ein Licht über ihn gekommen, das sein Herz weit öffnete für die Größe und Erhabenheit des Universums. Dieses Plätzchen Erde war ihm so liebgeworden. Wie gut, dass er eine Heimat hatte. Und wie gut, dass er nun in Gottes Händen geborgen war.

Dann war es soweit. Er hatte selbst alles in Koffer gepackt, was er für wichtig hielt.

„Mutter, gibst du mir bitte deine Bibel mit?“ fragte er so nebenbei. Er hatte sie an ihren versteckten Platz zurückgelegt.

Die Bibel? Wo war denn bloß die Bibel geblieben? Natürlich wollte sie ihm die Bibel mitgeben. Sie ging in ihr Zimmer und suchte im Nachtschränkchen. Ja, da war sie. Da war sie schon immer gut aufgehoben. Denn was wäre ein Haus ohne die Bibel! Sie merkte nicht, dass sie die Bibel wie einen Talisman betrachtete, den man bei sich haben muss, wenn es einem gut gehen soll.

„Ich weiß nicht, Bogdan, wenn ich dir die Bibel mitgebe, habe ich ja keine mehr.“ Sie stand unentschlossen da und blickte abwesend durchs Fenster.

„Gut, Mutter. Ich kann mir vielleicht eine kaufen. Aber du weißt ja, dass es in unserem Land nur wenig Bibeln gibt. Ich dachte nur, weil du ja doch nicht darin liest ...“

„Ich lese nicht darin, das stimmt. Aber man muss doch eine Bibel haben. Wir sind doch keine Heiden, sondern Christen.“

„Gut, gut. Ich fragte ja nur“, sagte Bogdan und versuchte, seine Enttäuschung zu verbergen.

Die Mutter kam nahe an ihn heran, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Du brauchst ja keine Bibel, wenn du nur jetzt immer treu bei deinem Glauben bleibst.“ Er schwieg dazu und packte seine Sachen fertig ein.

Dann fuhr er mit der Bahn fast einen ganzen Tag lang. Die alte Kurstadt atmete noch etwas von der versunkenen Herrlichkeit der österreichisch-ungarischen und der nachfolgenden Monarchie der Karadjordjevićes. (So hieß das letzte Herrscherhaus des Königreiches Jugoslawien.) Das Land hat oft seinen Herrn gewechselt, aber es behielt den Zauber zweier Welten, den des Orients und den des europäischen Westens; ein Zauber, der sich auf der Balkanhalbinsel bis heute erhalten hat.

Der Stationsarzt war ein Mohammedaner aus einem kleinen Dorf an der Adria. Er galt als besonders gewissenhaft und war bei den Patienten sehr beliebt. Als er Bogdan untersuchte, schüttelte er immer wieder den Kopf und sagte: „Schade, schade. Die Sache ist zu spät herausgekommen.“ Bogdan zuckte ungewollt zusammen, als er die Worte „zu spät“ hörte. Der erfahrene Arzt beruhigte ihn aber gleich mit dem Hinweis, dass es nicht für eine erfolgreiche Behandlung, sondern nur für den Zeitpunkt der Diagnose reichlich spät war. Man hätte ihm schneller helfen können, wenn die Krankheit nicht schon so weit fortgeschritten gewesen wäre. Aber man könne selbstverständlich auch jetzt noch helfen.

Bogdan konnte sich nicht so leicht an die Atmosphäre des Hauses gewöhnen. Seine zwei Zimmerkameraden waren nicht nur untereinander grundverschieden, sondern auch von ihm. Der eine, ein älterer Beamter, lag die meiste Zeit fast teilnahmslos im Bett. Der andere, der sich gleich mit viel Hallo selber als der „Milan von drüben“ vorstellte, war ein geschwätziger Mann. Von „drüben“ war er deshalb, weil er nördlich der Donau zu Hause war. In früheren Zeiten konnte man in Serbien, südlich der Donau, auf die einfachen Leute Eindruck machen, wenn man „ von drüben“ kam. Hier aber wirkte das etwa so, wie wenn ein völlig verarmter Adliger im schäbigen Gewand immer noch betont, dass er ein Adliger ist.

Wochen vergingen, ohne dass sich ein Ergebnis der ärztlichen Bemühungen beobachten ließ. Im Gegenteil, die Leber wurde so angegriffen, dass Bogdan eine Gelbsucht bekam. Und so lag er, von ständigen Verordnungen der Ärzte beunruhigt, hilflos da. Seine Hoffnung auf eine baldige Genesung war so gut wie dahin.

Es vergingen fünf Monate. Ein kalter, einsamer Winter für die vielen Kranken, nur von den wenigen Briefen und den seltenen Besuchen ihrer Angehörigen unterbrochen.

Bogdan hatte sich mittlerweile mit dem stillen Beamten aus Grozka angefreundet. Der Mann hatte alle Hoffnung aufgeben müssen, noch einmal gesund zu werden. Es war ein offenes Geheimnis, dass er nur noch kurze Zeit leben konnte. An einem Sonntagvormittag kam Bogdan von draußen unerwartet ins Krankenzimmer und sah, dass der sterbenskranke Mann in einer Bibel las. Dieser fühlte sich wie auf einer bösen Tat ertappt und wollte die Bibel schnell beiseitelegen. Aber Bogdan lächelte und sagte:

„Sie haben eine Bibel? Wie schön. Würden Sie mir sie auch einmal leihen, wenn Sie nicht gerade selber darin lesen?“

„Gerne, junger Mann“, sagte der Kranke. „Ich lese zwar oft darin, aber ich kann so vieles nicht verstehen. Kannst du die Bibel verstehen?“

„Ja. Eigentlich nein“, stotterte Bogdan unsicher. „Ich habe noch nicht viel darin gelesen, weil ich mich früher nie dafür interessiert habe.“

„So ging es mir auch. Solange man gesund ist, denkt man nicht an Gott. Aber jetzt ist das anders. Ich weiß, dass ich sterben werde, bald schon, ich spüre es. Ich bin auch bereit dazu, wenn ich nur sicher wüsste, ob Gott mir gnädig ist.“

Bogdan setzte sich zu ihm ans Bett, und sie unterhielten sich über Gott. Da kamen immer wieder Fragen auf, die sie beide nicht verstehen konnten. Aber eines konnte Bogdan tun: Er konnte dem suchen-

den Manne erzählen, was er dort in jener Nacht erlebte. Sein Herz glühte dabei, und der andere hörte schweigend zu.

„Ja, ich habe es selber erlebt, dass Jesus mich erhört hat.

Das steht auch irgendwo in der Bibel geschrieben, dass er alle annimmt, die zu ihm kommen. Moment mal, vielleicht finde ich die Stelle.“ Er blätterte fieberhaft in der Bibel, konnte aber beim besten Willen die gesuchte Stelle nicht finden. Dann lasen sie miteinander einen Abschnitt aus dem Römerbrief.

„So müsste man sein“, sagte der stille alte Mann nachdenklich, „so müsste man sein.“ Er dachte an den Apostel Paulus, der dort mit großer Zuversicht davon sprach, dass Gottes Geist dem Menschen zu Hilfe kommt.

In den folgenden Tagen beteten die beiden Männer öfter miteinander, wenn sie allein im Zimmer waren. Der dummstolze Milan würde nach ihrer Meinung doch nur über sie gelacht haben. Bogdan betete kindlich mit eigenen Worten und dankte immer für die erfahrene Hilfe Gottes. Der alte Kranke betete nur leise für sich, sagte aber laut und kräftig „Amen“. Mit der Zeit erwachte in ihm ein großes Verlangen nach Gewissheit seines Heils. Ach, wenn doch ein Priester in diesem großen Hause gewesen wäre!

Weil das aber nicht der Fall war, kämpfte er in den langen schlaflosen Nachtstunden einen einsamen Kampf. Er klammerte sich an das Zeugnis seines jungen Zimmerkameraden und rief innerlich zu Gott: „Lass mich doch auch erleben, dass du mir gnädig bist!“ Dann betete er das Vaterunser. Immer wieder, inbrünstig und mit allem Ernst. Niemand ahnte etwas von seinem verborgenen Seelenkampf; nicht einmal Bogdan konnte verstehen, was in ihm vorging. So allein ist der Mensch, wenn es zum Sterben geht.

Eines Morgens lag er tot im Bett. Bogdan war so erschüttert, dass er nicht essen und trinken konnte. Als der Tote hinausgefahren wurde, begann Milan galgenhumorig zu scherzen. Er sagte, dass jetzt wenigs-

tens die Würmer etwas zu essen bekämen. Aber man konnte sehen, dass er innerlich vor dem Tode zitterte. Bogdan lachte nicht, und so wurde Milan mit der Zeit selbst nachdenklich.

Ob der Verstorbene jetzt selig ist? Bogdan wünschte es von Herzen. Er konnte nicht glauben, dass Gott einen so ehrlich Suchenden verlorengehen lässt.

Schon am Abend waren die Angehörigen des Toten eingetroffen. Ein Ehepaar mittleren Alters. Es war die Tochter des Verstorbenen mit ihrem Mann. Mit verweinten Augen holte sie die paar Sachen ihres Vaters im Zimmer ab. Bogdan hatte alles zurechtgemacht und in ein großes wollenes Tuch eingewickelt. Nur die Bibel ließ er auf dem Nachtschränkchen liegen. Als die Tochter mit dem armseligen Bündel· in der Hand schon gehen wollte, wies er auf die Bibel und sagte: „Diese Bibel gehörte auch Ihrem Vater. Wir haben manchmal darin gelesen. Ich weiß nicht, ob Sie sie mitnehmen wollen ... ich habe selbst keine Bibel, aber wenn Sie sie mir verkaufen würden ...“

Die Frau blickte ihn abweisend an. Dann nahm sie die Bibel in die Hand und schaute mit einem verächtlichen Blick auf die in Goldprägung aufgedruckten Worte „Die Heilige Schrift“. Ihr Mund verzog sich zu einem bitteren Lächeln, und es sah einen Augenblick lang so aus, als ob sie das Buch in die Ecke werfen wollte. Dann drückte sie es ihm in die Hand und ging wortlos hinaus. Er war so verdutzt, dass er sich nicht einmal bedankte. Aber als er allein war, legte er sich in sein Bett und begann in der Bibel zu lesen.

Endlich hatte er eine eigene Bibel!

4. Ein unverhofftes Wiedersehen

Draußen kündigte sich von Tag zu Tag mehr der Frühling an. Die Kranken durften öfter auf die Terrasse liegen, die Schwestern waren wieder fröhlicher, und es sah überall nach neuem Leben aus.

Bogdan war schon längere Zeit in einer anderen Abteilung und fand viel Zeit zum Lesen und Schreiben. Ja, er schrieb seit einiger Zeit ein Tagebuch und machte Gedichte. Ihm wich jedes Mal eine Last vom Herzen, wenn er eine ganz besondere Stimmung oder Situation in einem Gedicht einfangen konnte. Niemand hätte ihm absprechen können, dass er schöpferisch zu arbeiten begann, auch wenn er es nur für sich selbst tat.

So reifte er für sich allein in eine Welt hinein, in der sich immer neue Dimensionen öffneten, die sein Leben reich und schön machten.

Die neue Stationsschwester war eine hochgewachsene junge Dame. Bogdan unterhielt sich gerne mit ihr.

Für Samstagabend hatte sie alle gehfähigen Kranken ihrer Station zu einer kulturellen Veranstaltung im Aufenthaltsraum eingeladen. Sie arrangierte von Zeit zu Zeit so etwas wie einen bunten Abend. Auch der Chefarzt mit Frau und Kindern war eingeladen, dazu die Frau Oberin und die Mitarbeiter aus der Verwaltung.

Die Veranstaltung war ganz darauf abgestimmt, den einsamen Kranken ein bisschen Freude und Abwechslung zu bieten.

An einem Tisch am Ende des großen Raumes saßen die jungen Lernschwestern, von denen sich einige nicht auffällig genug benehmen konnten. Sie fanden natürlich auch schnell ihre Zuschauer unter den zahlreichen Männern. Aber die Anwesenheit des Chefarztes und der Frau Oberin wirkte beschwichtigend auf die allzu temperamentvollen „Zicari“, wie die auf einen Flirt bedachten Leute überall im Lande genannt werden. Nach langem Warten begann das eigentliche Programm.

Zwei junge Schwestern spielten ein Duett für Klavier und Geige.

Wie bei den meisten kulturellen Veranstaltungen im Lande wurden auch an diesem Abend Gedichte vorgetragen. „Das ist ja was für dich“, sagte Mato, Bogdans neuer Zimmergenosse. Er hatte inzwischen in das geheimnisvolle Heft mit den Gedichten hineinschauen dürfen.

„Eigentlich solltest du auch einmal etwas zum Besten geben. Hier kannst du auf alle Fälle einmal ausprobieren, wie die Leute darauf reagieren.“

Bogdan wurde schwankend. Sollte er einmal einige seiner eigenen Gedichte vortragen? Nein, das ging nicht. Es waren ja fast lauter Liebesgedichte ... und einige Gebete, die man nach bekannten Kirchenmelodien singen konnte.

„Nein, Mato, das möchte ich nicht“, sagte er entschlossen.

Dann wandten sie sich wieder dem Ablauf des Programmes zu. Die Stationsschwester sagte jedes neue Stück an und erklärte mit ein paar Worten, was daran interessant oder wissenswert war.

„Jetzt hören wir etwas Besonderes“, sagte sie heiter. „Eine unserer Lernschwestern wird uns ein Lied singen.“

Ein Mädchen, das mit dem Rücken zum Saal gesessen hatte, stand auf und ging nach vorne zum Klavier.

„Hmmm“, machte jemand und wollte eine Reaktion der anderen Zuschauer hervorrufen, aber es ging niemand darauf ein.

Dann war es still im Saal. Das Mädchen setzte sich ans Klavier und begann zu spielen. Dann setzte sie mit einer weichen, aber kräftigen Stimme mit dem Singen an.

Bogdan hatte es schon einen Stich gegeben, als er sie nach vorne gehen sah. War das nicht Ljubica? Natürlich war sie das! Er konnte seine Überraschung nicht verbergen und beugte sich weit über den Tisch, um sie besser zu sehen.

„Nanu“, sagte Mato, dem die plötzliche Veränderung und die Röte im Gesicht Bogdans aufgefallen waren, „nanu, du scheinst ja jemand entdeckt zu haben.“

„Psst“, zischte Bogdan leise. Er war wie benommen. Da saß er schon einen ganzen Abend mit Ljubica in· einem Raum und wusste es nicht. Wer weiß, wie lange sie schon in dieser Klinik war. Vielleicht hätte er sie schon vor Monaten treffen können, wenn er gewusst hätte, dass sie hier arbeitete.

Indessen sang Ljubica unbekümmert und mit tiefem Ernst ein für die Ohren der Zuhörer ungewöhnliches Lied. Es klang gar nicht wie ein Kirchenlied, aber es musste wohl doch ein frommes Lied sein, weil darin immer von Jesus die Rede war. Es breitete sich im ganzen Saal eine eigenartige Atmosphäre aus, und auf den Gesichtern stand so etwas geschrieben wie: „Das passt aber nicht hierher.“

Ljubica sang mit solcher Kraft und Verinnerlichung, dass ihr Singen wie eine Anbetung wurde. Die Gesichter der Zuhörer wurden nachdenklicher. Als am Ende des Liedes die Stationsschwester erklärte, dass jeder Mensch das Recht auf seine religiöse Oberzeugung habe, nickten die meisten zustimmend mit dem Kopfe.

Ljubica setzte sich stillschweigend wieder auf ihren Platz.

Sie schien weder durch die Zustimmung noch durch die Ablehnung ihrer Zuhörer beeindruckbar zu sein. Es fiel ihr nur auf, dass von da an das übrige Programm nicht mehr so recht in Gang kommen wollte. Trotzdem war die Mehrheit mit diesem besinnlichen Ausklang zufriedener als mit dem sonst üblichen „lustigen Teil“, der den kranken Menschen ohnehin wie ein Hohn vorkam.

Ehe man sich dessen recht versah, waren die Lernschwestern wie brave Schulmädchen miteinander hinausgegangen. Bogdan stand wie angeleimt an der Tür des Saales und blickte ihnen nach. Er konnte es noch immer nicht fassen, dass er Ljubica hier wiedersah.

Vergessen hatte er sie nie. Und mitten in der Einsamkeit seines Lebens stand sie plötzlich wieder vor ihm. Sie war wie ein guter Engel, wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Er dachte in bitterem Schmerz daran, dass er sie jetzt – als kranker Mann – nie mehr für sich gewinnen konnte.

Traurig und niedergeschlagen ging er auf sein Zimmer.

Mato beteuerte ihm, dass er ihn zwar verstehe, dass es aber doch ganz und gar unmännlich sei, sich wegen eines Mädchens Kummer zu machen.

„Übrigens, mein Lieber“, sagte er schließlich, „die kriegst du doch nicht. Ein solches Mädchen.“

Bogdan versuchte zu lächeln. Er wusste nur zu gut, dass er jetzt noch weniger Hoffnung auf die Gegenliebe Ljubicas haben konnte als vorher.

Die halbe Nacht lag er wach und schmiedete Pläne, wie er sie am nächsten Tag treffen könnte. Noch wusste sie ja nicht, dass er hier war. Sie war ahnungslos geblieben. Wahrscheinlich wusste sie nicht einmal, dass er krank war.

Aber sie wusste auch nicht, was er inzwischen innerlich erlebt hatte. Ja, er fühlte es, dass er jetzt auch in einem so persönlichen Verhältnis zu Jesus stand wie sie. Nur hätte er nicht die Kraft und den Mut gehabt, sich vor allen anderen hinzustellen und von Jesus zu singen. Was war diese Ljubica doch für ein tapferes Mädchen!

Die Nacht war lang.

Schwester Ljubica war wie immer pünktlich auf Station fünf, wo die Neuzugänge lagen. Sie tat den für ihre Ausbildung obligatorischen Dienst gerne: Betten bauen, lüften, kleine Handreichungen für die Kranken ...

Von den Patienten dieser Station waren nur wenige am Vorabend bei der Veranstaltung gewesen. Aber sie erzählten den anderen, wie schön Schwester Ljubica gesungen hatte.

Wenn man sie daraufhin ansprach, errötete sie nur und lächelte, als sei gar nichts dabei gewesen.

In der Freistunde am Nachmittag saß sie hinter dem Schwesternhaus im Garten und stickte. Der Frühling war schon tüchtig an der Arbeit und malte den Garten mit grüner Farbe aus. Erste Schneeglöckchen lugten aus dem jungen Rasen hervor, und die Sonne lockte auch die Bienen aus ihren Körben. Ljubica stickte an einem bunten Kissen; eine Art Mondlandschaft, wie man sie häufig auf den Sofakissen in den Wohnzimmern der Leute findet. Ihre Gedanken wanderten nach Hause zu ihren Eltern, zur Zuckerfabrik – und zu Bogdan. Ihre Eltern hatten ihr während ihres kurzen Weihnachtsurlaubs zu Hause erzählt, dass er so ernsthaft erkrankt war. Sie nahmen ihre vorübergehende Kameradschaft mit Bogdan nicht so ernst. Jedenfalls drangen sie nie in sie, um sie auszufragen oder zu warnen. Vielleicht ahnten sie tatsächlich nicht, dass sie ihn gern hatte.

Wie schwer war es ihr damals gefallen, die Konsequenz zu ziehen und sich von ihm zu lösen. Er war ein so guter Kamerad, der ihr wegen seiner charaktervollen, ritterlichen Haltung gut gefiel. So nur konnte sie sich ihren künftigen Mann vorstellen. Sie legte unwillkürlich die Stickerei beiseite und faltete still die Hände, nicht ahnend, dass er keine 50 Meter von ihr entfernt unruhig nach ihr suchte.

Bogdan war vergeblich im Park der Heilstätte auf und ab gegangen. Vergeblich hoffte er, sie zu sehen. Er konnte nicht ahnen, dass sie hinterm Schwesternhaus im Garten saß und an ihn dachte. Enttäuscht und niedergeschlagen ging er auf sein Zimmer. Endlos schien der Tag und noch endloser die Nacht, die ihm folgte. Weil er die Spannung in seinem Gemüt nicht mehr länger ertragen konnte, beschloss er, am nächsten Tag zur Frau Oberin zu gehen.

„Na, Herr Davidović, was führt Sie zu mir?“ fragte die freundliche Frau und bot ihm einen Platz gegenüber ihrem Schreibtisch an. Er fühl-

te sich übers ganze Gesicht erröten und fand kaum ein paar passende Worte, um sein Anliegen möglichst unverdächtig vorzutragen.

„Ich habe vorgestern Abend eine junge Schwester drüben gesehen, ich meine bei der Veranstaltung, wissen Sie; und die stammt aus meiner Heimat. Wir kommen beide aus Selo, und da wollte ich sie einmal begrüßen.“

„Wie heißt sie denn?“

„Ljubica Djordjević“, sagte er hastig.

„Aah, die Schwester Ljubica. Ja, die können Sie gleich einmal sehen. Moment mal.“

Sie wählte eine Nummer und wartete am Telefon, während sie den verlegenen jungen Patienten anlächelte.

Ja, hier ist die Oberin. Sagen Sie, können Sie mir mal die Ljubica auf einen Sprung herüberschicken? Hier ist jemand, der ihr guten Tag sagen möchte. Sehr schön. Vielen Dank.“ Sie legte den Hörer auf. „Nun, behalten Sie noch einen Augenblick Platz, sie wird gleich kommen.“

Bogdan war bei dem Gedanken an die kurz bevorstehende Begegnung mit Ljubica wie außer sich vor Freude und Erregung. Dann hörte man Schritte vor der Tür, und jemand klopfte an.

„Herein!“ rief die Oberin. Und herein kam Ljubica in sauberer Tracht. Sie erkannte mit einem Blick die Situation und ging unbefangen auf Bogdan zu, der sich erhoben hatte. „Da ist Ihr Landsmann, Schwester Ljubica“, sagte die Oberin arglos und leitete damit die Begrüßung ein.

„Ja, ich weiß“, sagte sie in verhaltener Freude, „wir kennen uns.“ Sie reichten sich wortlos die Hände. „Das ist aber eine Überraschung“, sagte sie.

„Für mich auch, Ljubica.“ Ihr vertrautes Du gefiel der Oberin nicht sehr, aber als sie sah, dass sich die zwei anständig unterhielten, ging sie stillschweigend hinaus.

„Du wirst verstehen, dass ich aufgeregt bin, Ljubica. Es ist eine so unerwartete Begegnung unter so unerwarteten Umständen.“

„Ja. Es geht mir genauso. Ich kann dir meine Überraschung gar nicht beschreiben. Dass *du* hier bist. Ich wusste es nicht.“

„Wusstest du, dass ich krank geworden bin? Es ist im ganzen Dorf bekannt.“

„Doch, meine Eltern sagten es mir. Aber ich habe dich nicht hier vermutet.“

Sie fragte gar nicht, wie alles kam. Er erwartete eigentlich, dass sie sich eingehender erkundigte. Aber sie fragte nichts weiter, sondern stand schweigend und unbeholfen da. Er deutete ihr Verhalten als Ausdruck einer gewissen Gleichgültigkeit. Sie war anscheinend weder von seiner Krankheit noch von dieser Begegnung mit ihm sonderlich berührt.

„Ja, leider bin ich krank geworden“, sagte er mit unterdrückter Traurigkeit in der Stimme. „Es muss wohl schon länger in mir gelegen haben, aber ich habe es nicht gemerkt. Vor Jahren hatte ich schon einmal eine Sache mit der Lunge und gab darum mein Studium auf.“

„Ist es sehr schlimm?“ fragte sie voll echter Anteilnahme, die ihm wohltat.

„ Wie es genau um mich steht, sagen sie mir nicht. Anfangs hieß es, dass ich eine Streuung auf der Lunge habe. In den letzten Wochen soll aber alles besser geworden sein. Ich muss abwarten, was die nächste Untersuchung ergibt.“

Er sprach zuletzt rein sachlich, so wie die Stationsschwester es tut, wenn sie dem Chefarzt bei der Visite am Bett eines Kranken Bericht gibt.

Ljubica hörte schweigend zu. Sie schaute ihm in die Augen und sagte: „Du weißt, dass ich an Gott glaube. Er kann dir helfen.“

„Ja, das glaube ich auch“, entfuhr es ihm begeistert. Sie blickte ihn erstaunt an.

„Ja, Ljubica, ich glaube es auch. Ich glaube jetzt an Gott, wo wie du an ihn glaubst.“

„Ist das möglich? Hast du dich denn bekehrt?“ Für sie stand fest, dass es ohne Bekehrung keinen wirklichen Glauben an Gott geben konnte.

„Ja, ich habe mich bekehrt. Eigentlich fing es schon damals an, als ich dich öfter nach Hause begleitete und mit dir über Gott und die Ewigkeit redete. Damals begann ich zu ahnen, dass es etwas Besseres in dieser Welt geben muss als meine eigenen Ideale. Im Grunde genommen war ich schon lange auf der Suche nach Gott, nur wusste ich es nicht.“

Er wartete auf ihre Reaktion. Als sie nichts sagte, fuhr

. er fort: „Ich werde es nie vergessen. Es war unter der alten Eiche vor eurem Haus. Da blickte ich zum Himmel und hatte eine unbeschreibliche Empfindung. Mir war, als ob ich zum ersten Mal aus einem Gefängnis in eine neue Welt hinausgeblickt hätte. Irgendwie ließ mich das nicht mehr los.“

„Und dann?“ fragte sie neugierig.

„Du wirst es mir nicht zutrauen, dass ich oft ganz allein betete. Aber ich habe es wirklich getan. Und dann geschah es auf einmal. Es kam lauter Licht vom Himmel herab in mich hinein. Ich wusste ja nicht, dass ich dort meine Wiedergeburt erlebte, aber jetzt weiß ich es.“

„Das ist ja wunderbar“, rief sie aus. „Wie gut ist Gott“, fügte sie fast lautlos hinzu und blickte zu Boden wie beim Beten. Eigentlich wollte sie noch sagen, dass sie immer für ihn gebetet hatte, immer. Aber sie brachte es nicht über die Lippen. Und während sie sich wieder einmal recht unbeholfen gegenüberstanden, trat die Oberin ein.

„So. Nun habt ihr euch ja begrüßt, ihr beiden.“ Es klang so, als wollte sie sagen: „Schluss jetzt. Es war lange genug.“ Außerdem hatte sie die Worte „ihr beiden“ ganz besonders betont.

„Haben Sie herzlichen Dank, Frau Oberin.“ Bogdan verneigte sich. „Herzlichen Dank“, wiederholte er und wandte

sich zum Gehen in der Annahme, dass Ljubica noch mit ihm hinausgehen würde. Aber sie blieb wie angewurzelt stehen.

Die Oberin rief ihm nach: „Sie dürfen Ihrer Bekannten natürlich die Hand reichen.“ Sie wollte lachen, aber es misslang ihr. Bogdan kam ein paar Schritte zurück und reichte Ljubica die Hand. Er war so verstört, dass er sie dabei nicht einmal anblickte. Er merkte auch nicht, dass ihre Hand zitterte, als er sie für einen Augenblick in der seinen hielt.

„Sie können gehen, Schwester Ljubica“, sagte die Oberin zweideutig und setzte sich schmunzelnd an ihren Schreibtisch. Ljubica ging mit einem ehrerbietigen Gruß aus dem Zimmer. Völlig gedankenverloren lief sie über den schmalen Kiesweg auf ihre Station. Es war ihr unmöglich, sich auf irgendetwas zu konzentrieren. Nein, dass Bogdan hier war, das war zu viel. Zuviel? Ach, es war so schön ...

So ähnlich dachte auch Bogdan. Er wich den Menschen aus, indem er sich in die Bibliothek zurückzog, die um diese Tageszeit kaum von jemand betreten wurde. Er versuchte, sich selbst klar darüber zu werden, was eigentlich geschehen war. Seine Gefühle schwankten zwischen Freude und Traurigkeit. Zu beiden hatte er Veranlassung.

Freude empfand er darüber, dass er Ljubica wiedersah. Traurigkeit darüber, dass er sie in seinem kranken Zustand eigentlich nicht lieben durfte. Es war ihm klar, dass er sie unter diesen Umständen nicht an sich binden konnte. Er war ein kranker Mann, der nicht einmal sein eigenes, geschweige denn das Leben eines anderen Menschen verantwortlich in die Hand nehmen konnte.

Aber dann meldete sich die Stimme des Herzens. Er überließ sich ihrer Macht. Wie schön war sie geworden, Ljubica! Er sah ihre Augen vor sich, wie sie so still und froh auf ihm ruhten. O, diese Augen! Und wie schön ihre Gestalt war. So schön, als ob die Hand eines genialen

Bildhauers daran gearbeitet hätte. Bogdan fühlte in seiner Brust einen Schmerz – die alte Wunde, die unaufhörlich blutete.

Und wie hatten sich nicht einmal verabredet. Wann würde er sie wiedersehen? Würde sie Wert darauf legen? Wenn er sich nicht täuschte, hatte sie doch etwas für ihn empfunden. Oder sah sie in ihm nur hoch den Bekannten, mit dem sie nichts mehr verband als die gemeinsame Abstammung aus Selo?

Es wurde auf einmal alles so unergründlich.

Am Nachmittag saß Ljubica mit den übrigen Lernschwestern im Unterrichtssaal. Der junge Assistenzarzt Milanović referierte über den Blutkreislauf des Menschen. Vorne an der Tafel hing ein lebensgroßes Bild mit dem Querschnitt des menschlichen Körpers, auf dem alle Blutgefäße sichtbar waren. Der Unterricht war für Dr. Milanović eher eine Spielerei als eine Arbeit. Er hatte längst gemerkt, dass er auf die „jungen Dinger“, wie er sie Kollegen gegenüber nannte, Eindruck machte. Daher bereitete es ihm Vergnügen, sich als humorvoller Dozent zu gebaren.

„Der Blutkreislauf ist so lange in Ordnung, solange kein Tropfen des kostbaren Saftes verlorengeht. Sobald man sich aber verletzt, z. B. beim Kartoffelschälen in der Krankenhausküche, besteht äußerste Lebensgefahr.“ Er lachte verschmitzt zu einer Schwester hinüber, die sich beim Kartoffelschälen an einem Finger verletzt hatte. „Kritisch wird die Sache allerdings dann, wenn der Mensch plötzlich seelisch erschüttert wird. Dann schießt das Blut zurück, es entsteht eine Blutleere im Gehirn, der Mensch wird blass ... Schwester Jovanka, habe ich Sie erschreckt, weil Sie plötzlich so blass werden? Das tut mir leid.“

Die Schwestern mussten schallend lachen. Dann fuhr Dr. Milanović fort: „Es kann aber auch umgekehrt geschehen, dass durch eine vom Gemüt gesteuerte Einwirkung auf das autonome Nervensystem das ganze Blut – nein, natürlich nicht das ganze Blut – zum Gehirn und ins Gesicht gedrängt wird, dann entsteht jenes geheimnisvolle Erröten auf

den Wangen der jungen Mädchen, das ihnen angeblich so gut steht. Was jedenfalls von den Dichtern behauptet wird ...“

Zur Ehre des Dr. Milanović muss aber gesagt werden, dass er trotz seiner manchmal anzüglichen Vortragskunst ein guter Arzt war, bei dem die jungen Schwestern allerhand medizinische Sachkenntnisse erwerben konnten. Sie waren froh, wenn sie bei ihm Unterricht hatten. Sie gestanden es sich freilich nicht ein, dass ihre Sympathie weniger dem Lehrfach als dem Lehrer galt. Es gefiel ihnen jedenfalls, dass er so angenehm plaudern konnte – und dass er noch unverheiratet war.

Ja, der Dr. Milanović war vielleicht noch zu haben.

Vor einigen Wochen tat er mit der Katica so, als ob er sie verehrte. Auf einmal war alles aus. Unter Tränen erzählte sie ihrer Zimmerkollegin Irenka, dass er ein egoistischer, rücksichtsloser Mensch sei, der einem Mädchen alles verspreche und sie dann einfach sitzen lasse, wenn er etwas an ihr finde, was ihm nicht gefalle. „Der Schuft“, schnaubte sie verbittert, „der Schuft! Mir tut jedes Mädchen leid, das sich mit dem einlässt.“

Aber trotz dieser Warnung der enttäuschten Katica hielten es einige immer noch für ein besonderes Glück, wenn sie von Dr. Milanović zu einer Autopartie eingeladen wurden.

Ljubica schüttelte den Kopf über so viel Leichtsinn und selbstverschuldetes Leid ihrer Kolleginnen. Sie würde sich mit einem solchen Mann auf keinen Fall einlassen.

„Findest du ihn nicht auch nett?“ fragte die für Abenteuer schwärmende überschlanke Vera.

„Nett? Ich finde ihn eben *zu* nett. Das ist doch kein Mann, das ist ein, na, wie sagt man denn, ein Herzensbrecher; weißt du, so ein ganz Süßlicher ...“

„Und wenn er *dich* einmal einladen würde? Zu einer netten Autofahrt am Sonntagnachmittag, die erst am Montagmorgen zu Ende

geht ... ?“ Vera blickte mit unruhigen Augen in die Ecke des Zimmers, als ob sich dort eine romantische Szene abspielte.

„Wenn er mich einladen würde? Ich würde *nein* sagen.

Das wäre ganz einfach“, sagte Ljubica kurz.

„Wer weiß, wer weiß, meine Liebe, wer weiß ...“, gackerte Vera wie ein aufgeregtes Huhn. „Du bist zwar eine fromme Nonne, die nur versehentlich die Tracht einer Krankenschwester angezogen hat, aber du wirst mir doch nicht erzählen wollen, dass dir ein Mann wie Dr. Milanović nicht gefährlich werden könnte, du naives Schäfchen. Hmm, wenn er dich erst einmal einladen würde ..“

Vera verlor sich ganz und gar in ihren Wünschen. Sie merkte nicht, dass sie eigentlich sich selbst und nicht Ljubica in den Armen des netten Arztes sehen wollte. Dann ging sie mit einem tiefen Seufzer hinaus, als wollte sie sagen, dass sie ja doch keine Chancen für ein solches Glück habe.

Ljubica sollte später noch beweisen, ob sie wirklich so leicht mit den Schmeicheleien und dem Charme des Dr. Milanović fertig werden konnte. Denn er hatte sich im Stillen vorgenommen, sein Glück mit diesem hübschen, aber unnahbaren Mädchen zu versuchen. Er meinte es insofern ehrlich, als er tatsächlich eine Frau fürs Leben suchte. Vielleicht war sie es? Sie war hübsch und klug, das sah er.

Und während sie Tag und Nacht an den kranken, geliebten Bogdan dachte, schmiedete der Doktor Pläne, wie er sich ihr mit Anstand nähern könnte.

Ljubica sann über alles nach, was sie in den letzten Tagen erlebt hatte. Dachte sie nicht öfter unbewusst, dass Bogdan der *geliebte* Bogdan war? Ja, tatsächlich. In ihren Gedanken war er der geliebte Bogdan, den sie vor einem Jahr gewaltsam aus ihrem Herzen verdrängen musste, den sie aber doch noch liebte. Damals musste sie gegen ihr eigenes Herz handeln, denn er war ungläubig. Onkel Mirko, der

Prediger, hatte recht damit, dass das Feuer ihrer Liebe an einem falschen Ort brannte. Darum wollte sie es auslöschen.

Aber was konnte sie dafür, dass sie immer wieder an ihn dachte? Auch in den Monaten, als sie nichts von ihm hörte, hatte sie immer an ihn denken und für ihn beten müssen. Nun war er inzwischen gläubig geworden. Er hatte es ihr so überzeugend erzählt, dass sie an der Echtheit seiner Bekehrung nicht zweifelte. War jetzt nicht der Weg frei für ihre Liebe? Dass er sie immer noch liebte, hatte sie klar empfunden. Aber die Krankheit. Wenn er nun krank bleiben würde? Oder wenn er gar sterben musste?

Sie umklammerte ihr Taschentuch, als wollte sie sich vor einer plötzlich auftauchenden Gefahr schützen. Nein, das durfte nicht sein.

Wenn er wieder gesund wäre, würde sie mit ihm gehen. überallhin. Sie fühlte in ihrer Brust einen warmen Strom, wenn sie an ihn dachte. Und sie empfand es trotz seiner Krankheit als eine freundliche Führung Gottes, dass sie ihn hier wiedersehen durfte.

Er lag indessen in seinem Bett. Er fühlte die Liebe zu Ljubica wie ein Fieber zunehmen und konnte nichts dagegen tun.

Er stand auf und trat auf den Balkon. Es war draußen schon kühl und dämmrig geworden. Die Zimmer im Schwesternhaus waren erhellt, und er wusste, dass hinter einem jener Fenster seine Ljubica wohnte. Er wollte sie so gerne wiedersehen.

Die Tage und Nächte vergingen in dem Einerlei des Krankenhausdaseins. Außer den aufmunternden Worten der Pflegerinnen gab es kaum eine Abwechslung. Unerträglich wurde die Sehnsucht nach Ljubica! Hoffnungslos zugleich jeder Wunsch, sich ihr zu nähern. Denn wenn schon der gesunde Bogdan damals ihre Zuneigung nicht gewinnen konnte, wie sollte es dem kranken gelingen?

So sehr er sich auch einredete, dass er sie vergessen werde, so sicher wusste er, dass er sie nicht mehr vergessen konnte. Die Begegnung mit ihr hatte für ihn von Anfang an etwas Schicksalhaftes. War

sie von Gott für ihn bestimmt? Das wollte er nicht behaupten. Aber er war entschlossen, sich zu seiner Liebe zu bekennen, wie immer die Sache für ihn auch ausgehen mochte.

Wenn er sie doch nur wieder einmal sehen könnte! Sie wusste doch, dass er auf der „Sieben“ lag. Warum besuchte sie ihn nicht? Wollte sie ihm keine unnötigen Hoffnungen machen, die sie später nicht erfüllen konnte? Sie waren doch immerhin gute Kameraden. Als sie sich vor ein paar Tagen sahen, freute sie sich doch.

So schwankte er zwischen Hoffnung und Verzicht, bis sie endlich zu ihm kam.

Es war an einem Samstagnachmittag. Die Krankenzimmer sind dann besonders still. Wenn die Kranken versorgt sind, ziehen sich auch die Pflegerinnen für ein paar Stunden zurück.

Ljubica kam von einem Spaziergang zurück. Sie trug ihren grauen Faltenrock und den weißen Pullover; eine Kleidung, die er noch von früher kannte und an ihr so gerne sah.

In ihrer Hand hielt sie einen kleinen Veilchenstrauß. Sie nestelte verlegen in ihrer Handtasche und holte eine kleine Vase hervor. „Da hab' ich dir etwas mitgebracht“, sagte sie freundlich und steckte die Veilchen in die hochgehaltene Vase. „Ich will sie gleich mit Wasser versorgen, damit sie nicht so schnell sterben müssen.“

Sie zwängte sich zwischen ihm und dem Bett vorbei zum Waschbecken und ließ frisches Wasser in die kleine Vase laufen.

„Liebst du eigentlich Veilchen?“ fragte sie heiter. „Draußen im Wald blühen sie jetzt in Mengen. Ein bisschen spät in diesem Jahr, denn es ist schon Ende April. Aber wunderschön.“ Sie stellte sie auf das kleine Tischchen neben seinem Bett und trocknete sich mit ihrem Taschentuch die Finger ab.

Bogdan war überglücklich. „Schön, dass du gekommen bist, Ljubica. Ich habe schon immer auf dich gewartet. Damals vergaß ich leider, dich zu fragen, ob wir uns wiedersehen könnten. Die Oberin kam so

überraschend dazu und ließ uns keine Zeit für ein paar vernünftige Gedanken. Ich war außerdem so verwirrt ...“

„Ja, ich merkte es.“

„Aber nun bist du gekommen. Kannst du ein bisschen bei mir bleiben? Ich meine, *darfst* du?“ Er blickte um sich. Mato schlief.

Sie sagte leise: „Ja, ich kann ein Weilchen bleiben. Aber wir könnten vielleicht auf den Balkon gehen. Ich habe heute frei und bin sozusagen in Zivil. Da wird mich niemand hier vermuten.“

Sie setzten sich auf dem Balkon in die alten Korbsessel, denen man ihre Zugehörigkeit zu einem anderen Modezeitalter ansah. So waren sie zum ersten Mal allein und konnten endlich miteinander reden.

Er ahnte allerdings nicht, dass auch sie sich sehr nach diesem Augenblick gesehnt hatte. Sie verriet in ihrem Benehmen keinerlei Spannung oder Unsicherheit, vielmehr wirkte sie sehr gefasst, als ob alles ganz natürlich so sein müsste, wie es eben war.

Bogdan suchte einen Anknüpfungspunkt für ein ernsteres Gespräch. Er hatte sich in langen Nachtstunden allerlei ausgedacht, was er ihr sagen wollte. Aber es war ihm momentan alles entfallen. Ihre Nähe machte ihn unsicher und glücklich zugleich. Am liebsten hätte er gar nichts gesagt, aber das konnte noch komischer auf sie wirken. Darum begann er auf gut Glück mit der Unterhaltung.

„Es fällt mir nicht leicht, Ljubica, mit dir zu reden. Ich weiß, dass ich in meinem jetzigen Zustand keine Last auf dich legen darf. Und doch komme ich nicht zurecht ohne dieses Gespräch mit dir.“

Er blickte sie an, aber sie wich seinem Blick aus.

„Darf ich Vertrauen zu dir haben, Ljubica?“ Sie nickte stumm und sah ihn mit großen Augen an.

„Ljubica, du weißt ja, wie alles war – damals. Du weißt, dass du mir nicht gleichgültig warst. Nur schwer hatte ich mich damit abgefunden, dass du dich von mir zurückgezogen hattest. Aber ich will dich natürlich nicht in einen neuen Konflikt hineinziehen. Glaube mir, ich habe

viel zu viel Achtung vor dir, als dass ich mich jetzt – in diesem meinem Zustand – leichtfertig in dein Leben einmischen würde.

Aber ich werde nicht fertig mit mir selber ... Weißt du, es gibt Begegnungen zwischen zwei Menschen, die man nicht ungeschehen machen kann. Wie soll ich es sagen? Ich komme halt nicht mehr an dir vorbei ... Bitte, verstehe mich nicht falsch ...

Ich wollte dich nur bitten, dass du jetzt – solange wir so nahe beisammen wohnen – Vertrauen zu mir hast und dir meine Verehrung gefallen lässt. Ich kann alles leichter ertragen, wenn ich dir ab und zu einen Gruß sagen oder ein kleines Geschenk machen darf ... Ich dachte, dass wir uns sozusagen zu einer kameradschaftlichen Wanderung verbinden könnten, nur ein kleines Stückwegs. Denn ich weiß ja, dass ich dich nicht für immer an mich binden darf."

Ljubica saß regungslos da und blickte in den Park hinunter. Als sich ihre Augen für einen Augenblick mit den seinen trafen, sah er, dass sie feucht waren. Aber sie sagte nichts.

Sein Atem stockte. In ihm bäumte sich alles dagegen auf, dass sie vielleicht einmal einem anderen gehören würde. Aber was konnte er mehr von ihr erwarten, als dass sie wenigstens jetzt, solange er durch ihre Nähe so schmerzlich zu leiden anfing, ein bisschen Verständnis für ihn aufbrachte.

„Hab Vertrauen zu mir, Ljubica", bat er mit bewegter Stimme. „Ich weiß, es ist ein ungewöhnlicher Weg, den ich vorhabe. Aber wir stehen doch beide vor Gott."

Sie schaute ihn lange schweigend an. Dann nickte sie fast unmerklich und sagte leise: „Ja." Mehr nicht.

Bogdan stand auf, trat neben sie: Er wollte am liebsten ihr Haar berühren und seine erregte Hand an ihrem Hals hinabgleiten lassen. Sie saß vor ihm und war wie eine Blume. Er sah ihre Hände an, die ständig an dem Faltenrock herumnestelten, obwohl er ganz in Ordnung war. Diese lieben Hände, dachte er. Diese lieben Hände. Ihre Fingerspitzen

sind wie die Knospen eines Rosenstrauches. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie aufstehen.

„Musst du schon wieder gehen?“ Seine Stimme flatterte. Ljubica stand auf und sagte verlegen: „Ich muss jetzt gehen.“

„Dürfen wir uns nicht mehr wiedersehen?“ fragte er. „Ich weiß es nicht. Hier auf der Station dürfen wir uns normalerweise nicht treffen.“

„Was machst du morgen, Ljubica?“

„Ich habe bis um zwei Uhr nachmittags Dienst.“

„Und dann?“

„Dann muss ich schlafen“, sagte sie schlagfertig. Um ihren schönen Mund legte sich ein irgendwie herablassender Zug. Er erschrak darüber. Hatte Ljubica zwei Gesichter? War sie am Ende gar nicht so liebenswert, wie er dachte? Fragend suchte er in ihren Augen nach einer Antwort. Aber diese Augen waren wie zwei Edelsteine. Kein Schimmer einer Berechnung oder gar einer Falschheit lag in ihnen. Bogdan spürte den brennenden Wunsch, sie wiederzusehen. Er musste mit ihr reden. Er musste sie sehen.

„Und wenn du ausgeschlafen hast?“

„Dann musst *du* schlafen gehen, Herr Patient“, scherzte sie verlegen.

„Ljubica. Können wir uns nicht doch bald wiedersehen?“ bettelte er in vertrauensvoller Offenheit.

„Doch. Wir könnten uns vielleicht am Mittwochnachmittag treffen. Aber wo?“

Ihre Bereitwilligkeit zu einem neuen Wiedersehen versöhnte ihn so völlig mit ihr, dass er das herablassende Lächeln von vorhin wieder vergaß.

„Hinter dem alten Mauthaus? Weißt du, wo das ist? Hier

hinterm Park rechts um die Ecke, ja?“

„Ja, ich komme.“

„Um wie viel Uhr?“

„Sagen wir um drei. Da kannst du auch am besten weg, ohne aufzufallen.“

Leise öffnete er die Tür zum Krankenzimmer. Mato schlief immer noch. Der Arme hatte schon tagelang hohes Fieber und war so müde. Ljubica schlich aus dem Zimmer und lief schnell über den Korridor und dann die Treppe hinunter aus dem Haus.

Ihr Herz pochte zum Zerspringen. Dass sie von Bogdan so herzlich geliebt wurde, machte sie trotz allem froh. Er war zwar ein kranker Mann. Aber Gott konnte ihn heilen. Daran zweifelte sie keinen Augenblick. Sie zweifelte auch nicht daran, dass sie ihn heute ihre Zuneigung genug spüren ließ.

Bogdan zweifelte aber umso mehr daran. Er meinte immer, dass auch sie ihm einmal *sagen* müsste, dass sie ihn liebte. Vorläufig war er der Meinung, dass sie ihm zuliebe in eine Kameradschaft einwilligte, ohne dass sie seine Liebe erwidern konnte.

Der Gedanke, dass er sie wieder verlieren wird, begann von nun an sein ganzes Verhalten ihr gegenüber zu bestimmen. Ja, er wollte gut zu ihr sein. Er wollte ihr in Liebe und Achtung begegnen. Er wollte ihr so viel Gutes tun und so viel Freude bereiten wie nur irgend möglich. Wenn auch alles vorübergehend war, so sollte sie ihn doch in guter Erinnerung behalten, wenn sie später an ihn dachte. Später – wenn sie die Frau eines anderen sein würde.

Am Montag standen auf einmal wieder ganz frische Veilchen in der kleinen Vase. Bogdan merkte es erst, als er aus der Bibliothek zurückkam.

„Woher kommen die schönen Veilchen?“ fragte er Mato, der wach, aber abgespannt im Bett lag. Dieser lächelte nur ein mattes Lächeln und antwortete nichts.

„Sie hat mir Veilchen gebracht“, jubelte es in ihm. Wie lieb war das von ihr! Er roch an den kleinen blauen Blüten, nur ganz kurz, und dann hielt er sie lange an seine Wange.

„Ljubičica“ (serbo-kroatische Bezeichnung für Veilchen), sagte er so laut, dass es Mato hörte. Der lächelte wieder ein vielsagendes, mattes Lächeln und blickte mit leeren Augen in den Raum.

Bogdan legte sich hin und träumte mit offenen Augen. Er stellte sich vor, wie Ljubica die kleinen Veilchen für ihn pflückte. Für ihn. Wie oft hatte sie sich gebückt. Für ihn. Und wieder kam ihm schmerzlich zum Bewusstsein, dass sie einmal einen anderen Mann lieben würde. Er kam sich ihr gegenüber wie ein Bettler vor. Nicht nur wegen der Krankheit. Sie hatte etwas Besonderes an sich. Eine mädchenhafte Hoheit. Eine Würde, die ihm immer zum Bewusstsein kam, wenn er sie sah. Sie war in seinen Augen ein Wunder. Und darum kam er sich ihr gegenüber so arm vor.

Am Mittwoch hielt es ihn kaum noch im Zimmer. Die Stunden des Vormittags zogen sich endlos hin.

„Sie müssen mehr liegen, Herr Davidović“, tadelte ihn die diensttuende Schwester. „Wenn das der Stationsarzt merkt, dass sie immer nur herumlaufen, legt er sie auf eine andere Station, wo sie liegen *müssen.“*

„Es geht mir ja wieder ganz gut, Schwester“, entschuldigte sich Bogdan und legte sich bereitwillig ins Bett. Er hatte ja noch so viel Zeit! Mato ging es auch wieder besser. Er war durch das langanhaltende Fieber ganz still geworden. Sie sprachen kaum noch miteinander. Ob sie nicht wieder einmal eine Partie Schach spielen sollten? Er blickte zu seinem Leidensgenossen hinüber, aber der lag so matt in den Kissen, dass er ihn nicht stören wollte.

Um halb zwölf Uhr wurde das Mittagessen gebracht.

Bogdan aß mit Appetit. Weil Mato sich nicht setzen konnte, half er ihm beim Einnehmen der Speise.

„Jetzt geht es wieder aufwärts mit dir“, tröstete er den hilflosen Kameraden. „Du musst nur gut essen, Mato. Viel essen. Alles essen, was es gibt.“ Er stopfte dem Kranken die Speise in den Mund, wenig geübt und daher etwas zu hastig. Dieser würgte sie verbissen hinunter, bis er auf einmal den Mund verschloss und den Kopf schüttelte. Er wollte nicht mehr. Oder konnte er nicht mehr? Erschöpft sank er in die Kissen und schloss die müden Augen.

Bogdan wusste, dass hier in diesem Hause mancher ganz unerwartet weggerafft wurde. Diese Krankheit war tückisch. Während sie bei dem einen durch ihre Grausamkeit sogar den Tod fernhielt, rief sie ihn bei einem anderen durch ihre scheinbare Harmlosigkeit oft schnell herbei.

Er saß auf dem Bettrand und schaute dem müden Kameraden ins blasse Gesicht. Gab es gar keine Hilfe? Die vielen Kranken in diesem Hause! Die vielen Toten in jeder Woche! Junge und alte Menschen. Und keine Hilfe? Es schnürte ihm die Kehle zu, als er an sich selbst dachte. Sterben? Nein! Nein, er wollte noch leben. „O, Gott!“ entfuhr es ihm laut, und er merkte, dass Mato für einen Augenblick zusammenzuckte, als habe er ihn erschreckt.

Die obligatorische Ruhestunde nach dem Mittagessen wurde für Bogdan zu einer Unruhestunde. Er merkte, wie die Spannung an seinen Nerven zehrte. Seine Erregung steigerte sich noch mehr, als er sich unbemerkt ins Freie stahl, um draußen am verabredeten Ort auf Ljubica zu warten.

Auf dem schmalen Feldweg, links und rechts vom jungen Grün der Felder umgeben, kam er langsam wieder zur Ruhe. Die Sonne schien warm. Er schritt dem nahen Wald zu, und bald umfing ihn der Schatten der hohen Buchen, die sich über dem Weg wie zu einer Kuppel eines Domes zusammenwölbten. Dort blieb er stehen und hob langsam seine Hände zum Himmel, als hätte er von dort oben eine besondere Gabe zu erwarten, die er mit offenen Armen empfangen wollte.

Es war noch nicht ganz drei Uhr, als er Ljubica von weitem kommen sah. Sie trug ein rotes Kostüm, das sie sehr vorteilhaft kleidete. „Wie eine Rose, wie eine wandelnde Rose“, dachte er, während sein Puls vor Erregung schneller wurde. Er ging ihr mit mühsam erzwungener Gelassenheit entgegen und rief schon von weitem: „Da bist du ja! Also bist du wirklich gekommen.“ Er wollte eigentlich sagen „zu *mir* gekommen“, aber es kam anders heraus.

„Ja, hast du denn daran gezweifelt, dass ich komme?“ fragte sie lachend und ging so selbstverständlich an seiner Seite mit, als hätten sie sich schon vorher viele Male so wie heute getroffen.

„Nein, ich habe eigentlich nicht daran gezweifelt, dass du kommst. Es war meine Freude, die mich so verlegen machte. Aber es ist doch sehr lieb von dir, dass du gekommen bist. Ich danke dir dafür.“

Sie blickte ihn an und lächelte ihr unergründliches Lächeln. Aber er empfand es nicht mehr als herablassend. Es war ein Lächeln, das so aussah, als habe es mit der jeweiligen Situation gar nichts zu tun. Es wurde aus einem geheimnisvollen Gedankengang geboren, den Ljubica still für sich hegen mochte, ohne ihn zu verraten.

Und so gingen sie schweigend nebeneinander her. Manchmal berührten sich ihre Hände oder ihre Schultern. Bogdan hatte jedes Mal das Gefühl, dass etwas wie ein Zauber von ihr ausging; etwas, was seine Hände zog, dass sie die ihren fassen wollten. Aber er tat es nicht.

Sie kamen an das alte Mauthaus. „Ein Hexenhaus“, sagte er lächelnd. „Und wir zwei sind Hänsel und Gretel. Es fehlt nur noch die Hexe.“

„Und die Lebkuchen und Zuckersachen“, ergänzte sie vergnügt.

Sie blieben stehen und lachten. Bogdan wurde nachdenklich. „Das ist eigentlich typisch für uns beide: Ich dachte an die Hexe und du an die Süßigkeiten.“

„Man muss immer das Schöne an den Dingen sehen.“ Sie ging so unbekümmert mit ihm, als wären sie schon immer so vertraut beisammen gewesen.

„Wollen wir uns ein bisschen hinsetzen? Hier auf die alte Bank?“ Er wischte mit seinem Taschentuch den dicken Staub von den zwei morschen Balken, die die Sitzfläche der Bank bildeten. Dann sagte er wie ein Kellner oder ein Friseur: „Bitte schön“, und wies ihr den bescheidenen Sitzplatz an.

Sie blickte ihn an, als ob sie ihm etwas sagen wollte.

Dann setzte sie sich hin, und er setzte sich neben sie.

„Du hast mir so viele schöne Veilchen geschenkt.“ Er spürte, dass er das Gespräch irgendwie in Gang bekommen musste. „Dafür danke ich dir herzlich. Ich bin es gar nicht wert, dass du dich so oft für mich gebückt hast.“

Sie schaute ihn an und lächelte: „Diese deine lieben Hände haben es für mich getan.“ Er nahm ihre Hände und betrachtete sie lange.

„Du hast so schöne Hände, Ljubica. Die leben regelrecht und sind so, als ob sie sprechen könnten. Darum kannst du auch so gut Klavier spielen.“

„Gut? Ich spiele sehr mittelmäßig. Was man so für den persönlichen Gebrauch spielt“, sagte sie ungeziert.

Dann saßen sie stumm nebeneinander. Nach langem Schweigen sagte er: „Es ist ja eine hoffnungslose Liebe, aber du hilfst mir ein wenig, wenn ich es dir immer wieder sagen darf. Ich verlange nichts von dir. Nur lieb sein möchte ich zu dir, ein bisschen lieb sein, solange du es dir gefallen lässt.“

„Wir stehen vor Gott“, sagte sie nach einer Pause.

„Ja, ich habe das nie vergessen. Auch jetzt weiß ich es.

Meine Liebe will ja nichts für sich, glaube mir. Aber es ist so, als wärest du mit mir verwandt. Ich habe ein unbegrenztes Vertrauen zu dir. Und du sollst es nie bereuen, dass du dich entschlossen hast, mit mir

auf diesen Weg zu kommen. Es ist vielleicht nur ein kurzer Weg. Ich weiß es nicht. Solange du keinem anderen Mann gehörst, möchte ich dein Freund sein ...“

Sie nickte stumm und schaute ihn an. Sie verstand ihn. Er sprach dann von seiner bisherigen Einsamkeit, die er mit einer Wanderung durch ein fremdes Land verglich.

„Wenn ich mit dir reden kann, finde ich mich selbst irgendwie. Deine Gegenwart gibt mir eine Resonanz, einen Bereich, in dem mein eigenes Inneres auflebt und sich entfalten kann.“

Sie saß ruhig da und hörte ihm zu. Wie schön konnte er über alles reden, was ihn bewegte. Ach, wenn er gewusst hätte, was sie im Stillen empfand! Seine Stimme klang so angenehm, und seine Worte waren wie Musik in ihren Ohren. Wenn sie ihn jemals verlieren würde, könnte sie ihn doch nie mehr vergessen. Er meinte es so gut mit ihr, das spürte sie. Er war ein echter Freund, dem sie sich anvertrauen konnte.

„Ich möchte zu dir sagen, Ljubica: Sei meine Heimat, du.

Sei meine einzige Vertraute, der ich mich wenigstens für ein Weilchen anvertrauen kann. Es macht mir meinen einsamen Weg ein wenig leichter – und Gott weiß es doch, dass ich dich uneigennützig liebhabe. Immer habe ich dich lieb, Ljubica. Immer ... Meinst du, dass Liebe Sünde sein kann?“ fragte er unvermittelt.

„Ja. Liebe kann zur Sünde werden.“

„Wann?“

„Wenn sie etwas tut, was gegen Gottes heiliges Gebot ist.“ Sie schwiegen beide. Dann standen sie gleichzeitig auf, wie auf Verabredung. Hand in Hand gingen sie langsam den Weg zurück. Ljubica schien alle feierliche Rührung abgestreift zu haben. Sie plauderte vergnügt drauflos, als sei alles ganz selbstverständlich, was heute geschehen war.

Ehe sie sich trennten, vereinbarten sie, dass sie sich öfter einmal schreiben wollten, weil ein zu häufiges Beisammensein auffallen und unnötige Schwierigkeiten mit sich bringen konnte.

„Du darfst mir alles schreiben, was dein liebes Herz bewegt“, sagte er aufmunternd und hoffte im Stillen, dass sie in ihrem Brief gesprächiger sein würde als im persönlichen Umgang.

„Eigentlich weiß ich nicht, ob ich dir wirklich schreiben werde“, sagte sie ein wenig verlegen.

Da schoss es ihm durch den Kopf, dass sie wohl doch ihre vorgefassten Grundsätze hatte, an denen sie trotz Freundschaft und Verstehen festhalten wollte. Sie ging zwar mit ihm, weil sie wusste, dass er sie liebhatte. Aber sie liebte ihn eben doch nicht so, dass sie ein besonderes Bedürfnis gehabt hätte, sich ihm anzuvertrauen. Was sollte er tun? Konnte er ihr böse sein, wenn sie ihn nicht liebte?

„Gut“, sagte er, „ich möchte dich ja nicht zu etwas zwingen oder dich auch nur in Verlegenheit bringen mit meinem Wunsch. Aber *ich* darf dir doch schreiben?“

„Ja“, sagte sie spontan und freudig, dass er von ihrer sofortigen Zustimmung überrascht war. Also lag ihr doch etwas an ihm?

„Ich schreibe dir ganz bestimmt, Ljubica. Am liebsten jeden Tag einen Brief. Und weißt du, wie wir uns die Briefe übermitteln können?“ Er dachte einen Augenblick nach. „Ich lege den Brief unter die Schale, die auf dem Sockel des alten Denkmals im Park steht. Da hinten kommt ja kaum einmal ein Mensch hin, und du könntest ganz unauffällig vorbeigehen und jeden Abend nachsehen, ob etwas für dich im *Briefkasten* ist.“

„Da werde ich einfach jeden Abend die Blumen gießen“, sagte sie schlagfertig und verriet wieder einmal ihren praktischen Sinn. „Abgemacht“, sagte sie kurz. „Aber nun muss ich gehen.“ Sie reichte ihm die Hand und lächelte ihn unbefangen an.

Als er ihre Hand hielt, zog ein Anflug von Trauer über ihr schönes Gesicht. Ihre Lippen bebten, als wollte sie noch etwas sagen, und ihre Augen sahen für einen Moment so aus, als ob sie weinen wollte. Dann wandte sie sich um und ging.

Er blickte ihr nach. Ja, sie war schön. Ihre ganze Erscheinung strahlte etwas aus, was ihn fesselte. Es empfand es so, als ob sogar die Fußtapfen, die sie im Staub des Weges zurückließ, diese Ausstrahlung hatten. Und während sie noch einmal winkte, ehe sie um die Ecke des Weges verschwand, stand er wie benommen da und hörte sein Herz pochen.

5. Eine ganz große Liebe wird noch größer

Bogdan war wieder allein im Zimmer. Mato war wie durch ein Wunder schnell gesund und inzwischen entlassen worden. Oh, er wollte mit aller Kraft seines Herzens glauben, dass auch ihm noch geholfen würde. Während er sinnend im Bette lag, öffnete sich ganz leise die Tür.

„Ljubica!“

„Pscht!“ sagte sie und hielt sich einen Finger vor den Mund. „Nur schnell ein paar kleine Veilchen.“ Sie eilte ans Waschbecken, goss das alte Wasser aus und steckte die Stiele der blauen Köpfchen in die Vase. „Hier ist noch etwas für dich“, sagte sie erregt und holte unter ihrer weißen Schürze einen kleinen Umschlag hervor.

„Für mich?“ „Ja, für dich.“

„Danke, liebste Ljubica.“

Er erschrak darüber, dass er „liebste Ljubica“ sagte. Sie lächelte ihn an und verschwand wieder hinter der Tür. Im Nu war alles andere vergessen. Er riss den Umschlag förmlich auf. Der erste Brief von Ljubica ! Er hatte ihr inzwischen schon zweimal geschrieben und wusste nur, dass sie die Briefe unter der Blumenschale geholt hatte, denn er konnte sie beobachten. Er legte sich zurück und begann mit fliegendem Atem und pochendem Herzen zu lesen:

„Mein lieber Freund!

Nun will ich einmal allen Mut zusammennehmen, um ein Briefehen an Dich zu schreiben. Erwarte aber bitte nicht zu viel, denn es ist mir unmöglich, mich so auszudrücken, wie ich es bei Dir bewundere. Ich kann es nicht ...

Gestern nach dem Abendessen machte ich mit meiner Kollegin noch einen Spaziergang, um Veilchen zu pflücken. Ich tat es in dem einen Gedanken, sie Dir ans Bett zu stellen. Wenn wir uns schon so selten sehen können, sollen Dich wenigstens die Blümchen erfreuen.

Als ich dann gar noch Deinen Brief entdeckte, war meine Freude groß. Ich möchte Dir von ganzem Herzen dafür danken. überhaupt habe ich Dir so vieles zu danken, denn Du gabst mir schon so viel Freude. Deine Liebe, wenn sie auch nicht ohne Leid ist, bedeutet mir so viel. Mir kommt alles wie ein Traum vor und ist mir unbegreiflich. Wann wir uns wiedersehen können, weiß ich noch nicht. Vielleicht geht es in der nächsten Woche einmal, so wie damals am Mauthaus.

Wir fahren übrigens als Schwestern an die Adria. Schade, dass Du nicht dabei sein kannst.

Deine Freundin“

Bogdan faltete den Brief zusammen und berührte ihn mit seinen Lippen. „Ljubica“, sagte er überglücklich. „Meine Freundin.“ Dann legte er sich zur Seite und träumte vor sich hin. Wenn er wieder gesund wäre, so würde er keine andere als Ljubica heiraten.

Und wenn sie ihn nicht mochte? Wenn sie bewusst geschrieben hatte „Deine Freundin“? Dann würde er trotzdem keine andere heiraten können. Er wusste, dass er in seinem Leben so nicht mehr lieben würde, wie er jetzt liebte.

Seine seelische Anspannung wirkte sich nicht gut auf seinen geschwächten Körper aus. Aber er konnte es nicht ändern. Das Fieber der Liebe wich nicht mehr von ihm, sondern nahm von Tag zu Tag nur noch mehr zu.

Abends nach acht, wenn die Lernschwestern Feierabend hatten, saß er in eine Decke gehüllt auf dem Balkon seines Krankenzimmers.

Er wusste inzwischen, in welchem Zimmer Ljubica wohnte.

Sie kam gewöhnlich kurz an ihr Fenster, um ihn noch **ein**mal von ihrem Zimmer aus zu grüßen, ehe sie sich schlafen legte.

Heute saß er wieder draußen und wartete. Plötzlich hörte er Tritte auf dem Kiesweg unten im Park. Es war Ljubica. Sie trat auf Zehenspitzen unter seinen Balkon und flüsterte aufgeregt:

„Ich muss dir etwas sagen: Du kannst am Sonntag mitfahren. Freust du dich?“

„Ja“, flüsterte er zurück. „Aber wie kommt das?“

„Später.“ Sie schlich den Weg zurück und verschwand.

Ihr Tritt verhallte in der Dunkelheit, und wenig später blitzte das Licht in ihrem Zimmer auf. Ehe sie das Fenster schloss und den Vorhang vorzog, hob sie unauffällig **die** Hand und winkte kurz zu ihm hinüber.

Dann ging auch er zu Bett.

Wie mochte sie das bloß angestellt haben, dass er am Sonntag mit ans Meer fahren durfte?

Die Sache war so: Der für seinen Charme bekannte Dr. Milanović hatte Ljubica angeboten, sie, statt im kleinen Omnibus mit den anderen, in seinem Wagen an die Adria mitzunehmen. Mit der Frau Oberin zusammen, wie er vorsorglich hinzufügte, denn er wollte sich eine Absage von ihr auf alle Fälle ersparen. Das hätte er nämlich als eine Blamage empfunden. Also, meinte er, warum sollte sie nicht mit ihm und der Frau Oberin mitfahren?

Sie war so überrascht von seinem Angebot, dass sie zuerst etwas zusammenstotterte, was er nicht verstehen konnte. Dann fasste sie sich ein Herz und sagte rundheraus:

„Da haben Sie ja noch einen Platz frei, nicht wahr? Könnte da nicht auch mein Freund mitfahren?“

Warum hatte sie das gesagt? Sie wurde über und über rot. Wollte sie ihm von vornherein klarmachen, dass sie einen Freund hätte? Dass sich der Doktor somit keine Hoffnungen machen sollte?

Er ging darauf mit einer bewundernswerten Großzügigkeit ein. „ Warum nicht, Fräulein Ljubica, ääh, Schwester Ljubica, warum nicht.“

„Aber das geht ja nicht“, sagte sie in zunehmender **Ver**wirrung.

„Warum soll das nicht gehen?“ fragte Dr. Milanović€. Er war entschlossen, den Freund der kleinen Nachtigall – so nannte er sie – kennenzulernen.

„Er ist mein Landsmann, fast mein Schulfreund“, erklärte sie, um den Eindruck einer Freundschaft, wie sie sonst zwischen jungen Menschen üblich ist, zu verwischen. „Es ist alles ganz sauber ...“ fügte sie hinzu.

„Umso besser“, murmelte der Arzt. Aber sie verstand den Sinn seiner Bemerkung nicht. „Und wo ist Ihr Freund, wenn ich fragen darf?“

„Dort drüben liegt er auf Zimmer 106.“ Sie deutete mit dem Finger zur Station sieben.

„Ach so“, meinte Dr. Milanović. „Das ist ja kein Problem. Da werden wir ihn sicher freibekommen, wenn er auf der Sieben liegt.“

Dann ging er mit ihr zusammen zuerst zum Stationsarzt der Sieben und dann zur Frau Oberin und regelte die Sache. Bogdan konnte tatsächlich mitfahren.

„Für Sie tue ich das gern“, sagte er ernst, als er Ljubica die Hand reichte. Sie war immer noch verwirrt, fand aber in der Oberin eine verständnisvolle Helferin. „Das geht schon in Ordnung, Schwester Ljubica. Ich kenne Ihren Bekannten ja auch.“

Bogdan aber dachte immer noch darüber nach, wie sie das fertiggebracht haben mochte. „Sie ist einmalig in jeder Beziehung“, dachte er und schlief wieder einmal lange nicht ein.

Am Sonntagmorgen fuhr der kleine Bus mit den lustigen, übermütigen jungen Mädchen los. Es war noch sehr früh am Tage. Die Sonne hing wie ein orangefarbener Luftballon über dem Wald, und das Wetter versprach schön zu bleiben.

„He! Wo ist denn die fromme Ljubica?“ kreischte Vera los. Allgemeines Fragen und Murmeln. Niemand wusste es.

Doch. Eine Kollegin wusste Bescheid: „Die ist mit der Frau Oberin im Wagen.“

„Welch ein Vorrecht“, sagte Irenka ironisch. Doch dann kümmerte sich niemand weiter darum. Unter den Fittichen der korpulenten Oberin durfte Ljubica gerne weilen.

Eine halbe Stunde später fuhr auch Dr. Milanović mit der Frau Oberin, der Lernschwester Ljubica Djordjević und dem Patienten Bogdan Davidović in den schönen Frühlingsmorgen hinein.

Der schon bejahrte Volkswagen, den sich der junge Doktor mit Stolz zugelegt hatte, ratterte zuverlässig drauflos. Auf der hinteren Sitzbank saßen die Oberin und Ljubica und unterhielten sich über die Landschaft.

Der Weg von der Kurstadt zum Meer führte durch eine wildromantische Gegend. Die Straße war nicht gut und an manchen Stellen gefährlich.

Bogdan saß neben dem Fahrer. Sie unterhielten sich über Autos. Hier im Lande gab es wenige davon. Nur der Fiat 60o wurde aus Italien in Lizenz zur Herstellung übernommen. Er soll einmal der „Volkswagen“ dieses Arbeiter- und Bauernstaates werden. Wer jetzt ein Auto besaß, galt als gesellschaftlich bevorzugt.

Nach über vierstündiger Fahrt war das Ziel erreicht. Es war ein neu angelegtes Strandgebiet, mit einem Campingplatz für Touristen. Bis zur schönen Stadt Dubrovnik waren es nur noch rund So km. Der Bus hatte sich tapfer hinter dem Volkswagen gehalten, der ihn auf halber Strecke überholt hatte.

Da war ein Gerede losgegangen! Dr. Milanović mit einem netten jungen Herrn, mit der Frau Oberin und mit der frommen Ljubica! „Armes Veilchen“, rief Katica wie eine Tragödin auf der Bühne, vielsagend und zweideutig. „Armes Veilchen“ und deutete mit dem Finger auf Ljubica.

„Wenn sie sich mit *dem* einlässt, ist’s um sie geschehen“, sagte jemand. „Die mit *dem?!“* entrüstete sich Vera. „Keine Spur.“ Und dann

wurde man sich uneins, weil man nicht wusste, ob er etwas mit ihr vorhatte oder sie mit ihm.

„Da ist doch noch ein Mann dabei“, entschied eine kleine Blondine altklug. „Sicher gehört der zu Ljubica.“

„Der würde ganz gut zu ihr passen, findest du nicht?“ „O doch! Der sieht gut aus.“

So war man plaudernd und singend ans Ziel gekommen und umständlich ausgestiegen. Vom Meer her wehte ein kalter Wind. Die bunten Röcke der Schwestern flatterten ihnen um die Knie. Nachdem man sich mit Wollpullovern und Mänteln gegen die kalte Meeresluft gewappnet hatte, begann eine zwanglose Wanderung an der Küste entlang. Die Oberin erlaubte es den Schwestern, in kleinen Gruppen auszuschwärmen. Das fiel ihr schon deshalb nicht schwer, weil weit und breit kein Haus, also auch kein Gasthaus zu sehen war. Nur sollten sie pünktlich um 12 Uhr zum Mittagessen zurück sein.

Die Frau Oberin ging mit Ljubica. Die beiden Männer folgten ein paar Schritte hinterher und unterhielten sich über Probleme der modernen Gesellschaft. Dr. Milanović entfaltete ganz neue Seiten. Bogdan gefiel ihm. Er hatte eine ernste Einstellung zum Leben. Es tat dem Doktor gut, einmal aus dem Taumel seiner „Jagd nach dem Glück“ herauszukommen. Er empfand, dass Bogdan Davidović eine bewundernswerte innere Ruhe und eine echte männliche Besonnenheit besaß. Die war ihm, dem ungewollt zum Casanova avancierten ehemaligen Studentenführer, ganz und gar verlorengegangen. Er wollte also wenigstens an diesem Tage einmal an sich selbst ausprobieren, wieweit er noch für Ideale zu begeistern war. Denn Bogdan war nach seiner Meinung ein Idealist.

Sein Gegenüber wirkte allerdings ein bisschen arg zerstreut und heftete sich auffallend den beiden Damen auf die Fersen.

Ljubica hatte einen dunklen Pullover über ihr beigefarbenes Kleid gezogen und trug ein Kopftuch über dem hochgekämmten Haar. Sie

blickte ständig zum Meer hinüber, von wo ihr der Wind ins Gesicht schlug.

Die beiden Männer ertappten sich gegenseitig dabei, dass sie immer wieder das schöne Profil des Mädchens anschauten. Einmal wehte der Wind ihren Rock über ihre Knie hoch, nur für einen Augenblick. Bogdan dachte, dass sie schön sei, so schön, dass ihr Anblick ihm weh tat.

Wie er zu Ljubica stand, fragte Dr. Milanović zum Glück nicht. Er machte im Ganzen durchaus den Eindruck eines seriösen Mannes, der seinen Beruf liebte und wusste, dass er noch eine Karriere vor sich hatte.

Dass sich der junge Doktor für Ljubica interessieren könnte, war Bogdan auch in den Sinn gekommen. Aber er verdrängte den Gedanken gewaltsam, weil er ihm Qualen verursachte.

Da ging sie, nur ein paar Schritte vor ihm, unbeschwert dahin und ahnte nicht, dass er um ihretwillen traurig war. Und er durfte es niemand zeigen – auch ihr nicht, die er über alles liebte.

Die Oberin wandte sich mit Ljubica um und kam auf die beiden Männer zu. „Wir werden langsam wieder zurückgehen“, schlug sie vor. „Aber wir wollen die Rollen einmal vertauschen. Sie, Herr Doktor, könnten sich ja mal mit Schwester Ljubica ein bisschen unterhalten, und ich plaudere gerne einmal mit Herrn Davidović&.“ Sie gab Ljubica einen kleinen Schubs in Richtung des Doktors und ging selbst mit Bogdan den Weg zurück.

Sie kamen miteinander ins Gespräch. Die Oberin hatte von Ljubica erfahren, dass Bogdan früher aktiv im öffentlichen Dienst der Dorfgemeinde in Selo gestanden hatte. Er habe sich aber bekehrt, wie sie es nannte, und wolle künftig einen anderen Weg einschlagen, sobald er wieder gesund sei. Nun wollte sie von ihm persönlich mehr über seine Bekehrung hören und zog ihn daher absichtlich ins Gespräch.

Dr. Milanović verstand es, sich mit Ljubica unauffällig auf einen Seitenweg abzusetzen, der zwar jederzeit für die anderen übersehbar blieb, ihm aber doch Gelegenheit zu einem Gespräch mit ihr bot. Bogdan sah es schweren Herzens und verbohrte sich sogleich in die Vorstellung, dass Ljubica zu diesem Seitenweg bereit gewesen sein musste. Sonst wäre sie doch nicht mit Dr. Milanović gegangen. Er blickte wehmütig hinüber zu den beiden und hatte den Eindruck, dass sich Ljubica an der Seite ihres Begleiters recht wohl fühlte. Er überlegte nicht, dass sie doch mit *allen* Menschen gleichmäßig freundlich und natürlich umging, und dass sie sich der Einladung des Doktors zu diesem harmlosen Spaziergang nicht gut entziehen konnte.

Die Oberin merkte es nur zu gut, dass es Bogdan schwerfiel, sich auf das angefangene Gespräch zu konzentrieren. Sie beobachtete, wie er mit seinen Augen immer wieder an Ljubica hing, und wie er immer stiller und trauriger wurde.

„Sie brauchen sich wegen Ljubica und dem Doktor keine Gedanken zu machen“, sagte sie. „Ihre Ljubica wird sich wie immer tadellos verhalten.“

Er wunderte sich, dass sie „Ihre Ljubica“ sagte. Sollte sich Ljubica der Oberin anvertraut haben? Nun, ihm war jedenfalls innerlich geholfen, weil die reife Frau so sicher gesagt hatte, dass zwischen Ljubica und dem Doktor nichts wäre.

Dr. Milanović hatte alles versucht, um mit Ljubica in ein für ihn profitables Gespräch zu kommen. Er erfand immer neue Komplimente, in denen er seine Verehrung zum Ausdruck brachte. Sie verstand sehr wohl, wo er hinauswollte, aber sie tat so, als ob ihr der Sinn seiner allzu plumpen Blumensprache verborgen blieb. Darum war er gezwungen, sich deutlicher auszudrücken.

„Sie sind das erste Mädchen, bei dem ich spüre, dass mein Herz wirklich mitspricht. Verzeihen Sie, wenn ich sage, dass Sie ein Mädchen mit Charme sind. Mit viel Charme sogar.“

Ljubica fühlte, dass sie ihm nicht länger ausweichen konnte und stellte sich innerlich darauf ein, ihm ihre Meinung zu sagen. „Sie sind bekannt dafür, Herr Doktor, dass Sie in der Auswahl Ihrer Begleiterinnen nicht gerade wählerisch sind“, sagte sie scharf.

„Wie meinen Sie das? Ach so, nein.“ Er fühlte sich angegriffen, war aber von ihrer Unbefangenheit so beeindruckt, dass er bereit war, auch dieses heikle Thema mit ihr durchzusprechen.

„Sie meinen, ich sei nicht wählerisch. Im Gegenteil. Ich habe bisher zwar manchmal gemeint, dass ich das richtige Mädchen gewählt hätte, aber dann stellte es sich immer heraus, dass wir nicht zusammenpassten.“

„Wann, dann?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Hinterher – wenn wir uns näher kennenlernten.“

„Wenn Sie ein Mädchen nach dem andern wie eine Blume abgebrochen und dann weggeworfen haben.“

„Sie dramatisieren, Schwester Ljubica“, wandte er lachend ein. Er war bemüht, eine Verharmlosung des Übels herauszuschlagen.

„ Wenn Sie diese Mädchen hinterher gesehen hätten, wie sie verzweifelt waren und wie sie sich aus lauter Kummer in ein sinnloses Vergnügen stürzten, um nur alles Leid zu vergessen; wenn Sie das auch nur einmal gesehen hätten, dann wüssten Sie, dass nicht *ich* die Dramen schreibe, sondern *Sie.“*

Er blieb stehen und sah sie ernst an. „Ist das wirklich so?

„Ja, es ist so. Die Katica hat Sie öffentlich unter ihren Kolleginnen einen Schuft genannt. Damit Sie es wissen.“

Dr. Milanović war erschüttert. Es dämmerte ihm, dass er sich bisher viel zu leichtfertig mit den „jungen Dingern“ abgegeben hatte. Er sah die Sache bisher ganz anders. Es war doch natürlich, dass man sich kennenlernen musste, ehe man sich heiratete. So setzte er noch einmal zu seiner Verteidigung an:

„Meinen Sie, dass man sich vor der Ehe nicht kennenlernen muss?“

„Und ob, Herr Doktor. Sehr gut muss man sich sogar kennenlernen“, sagte sie lächelnd, um ihm aus der peinlichen Situation ein wenig herauszuhelfen, „aber es kommt darauf an, *wie* man sich kennenlernt.“

„Wie? Am besten *ganz.* Ich verstehe, dass Sie von Ihrer Religion her andere moralische Begriffe haben, aber Sie werden damit nicht durchkommen. *Kein* Mann heiratet heutzutage noch ein Mädchen, das er nicht vorher schon kennenlernte.“

„Kein Mann?“ fragte Ljubica mit einem deutlichen Widerspruch in der Stimme. „Dann würde ich lieber unverheiratet bleiben, als ...“

„Sie werden nicht unverheiratet bleiben. Ein Mädchen wie Sie ist wie geschaffen für die Ehe“, schmeichelte er galant.

„Nun, gut. Und wenn der Mann das Mädchen vorher ganz kennenlernt, wie Sie das nennen, und er heiratet sie *nicht* – was wird dann aus ihr?“

„Dann kann sie doch hoffen, dass sie einem anderen besser gefallen wird.“

„Und wenn sie dem zweiten hinterher auch nicht gefällt?“ „Dann wird wohl noch ein Dritter kommen“, sagte Dr. Milanović unsicher.

„Möchten *Sie* dieser Dritte sein, Herr Doktor?“ Sie wunderte sich über ihren Mut. Aber sie war entschlossen, ihm den Standpunkt eines gesund empfindenden Mädchens unmissverständlich klarzumachen.

Dr. Milanović schwieg. Dann sagte er:

„Sie haben recht. Wenn ich ehrlich bin, möchte ich *nicht* der Dritte sein.“

„Sehen Sie. *Jeder* Mann möchte doch ein reines Mädchen bekommen. Warum seid Ihr Männer da so dumm und raubt Euch gegenseitig das Glück?“

„Das Leben ist leider anders als die Theorie“, meinte Dr. Milanović verlegen und nachdenklich. „Welcher Mann kann seiner Natur widerstehen?“

Ljubica empfand es unanständig, dass er so redete. Aber sie hatte ihn ja eigentlich dazu gezwungen. „Ein wirklicher Mann kann es. Das sind doch keine Männer, die sich selbst nicht beherrschen können“, wandte sie angriffslustig ein. „Meine Mutter sagte mir einmal, als ich 15 Jahre alt war, dass jedes Mädchen unsichtbar eine reine Krone trägt. Solange es diese Krone bewahrt, kann es wie eine Königin herrschen, auch über die Natur des Mannes. Aber wenn das Mädchen seine Krone verliert, verliert es auch seinen Thron. Es kann dem Manne nicht mehr wirklich helfen und sich selber auch nicht.“

„Ein wunderschönes Bild. Ich gratuliere Ihnen zu einer solchen Mutter.“

„Warum denken Sie nicht auch an Ihre Mutter, wenn Sie sich eine Frau suchen? Ich glaube, der Gedanke an Ihre Mutter würde Ihnen helfen, die richtige Einstellung zu den Mädchen zu finden. Natürlich sollen Sie Ihre zukünftige Frau vorher kennenlernen und sie von Herzen liebgewinnen – und wie eine kleine Königin verehren. Haben Sie nur keine Angst vor der *Herrschaft* der Frauen. Sie sind doch schließlich als Mann immer im Vorteil.“

„An Ihnen ist eine Frauenrechtlerin verlorengegangen, Fräulein Ljubica. Im Übrigen muss ich gestehen, dass ich Ihnen für dieses Gespräch dankbar bin. Sie sollen auch wissen, dass ich *Sie* niemals wie eine der anderen Unglücklichen behandeln könnte. Auch wenn Sie mir Ihre Einstellung nicht gesagt hätten. Ich spüre deutlich, dass Sie anders sind als die anderen. Ich kann Ihnen meine aufrichtige Hochachtung und Verehrung gar nicht mit Worten ausdrücken“, beteuerte er.

Ljubica empfand, dass er tatsächlich nicht nur der oberflächliche Casanova war. Er war durchaus tiefer und echter Gefühle fähig, und er begann ihr leid zu tun. „Sie dürfen nicht meinen, dass ich Sie verachte. Sie haben sich mir gegenüber sehr anständig benommen. Aber ich musste es Ihnen einmal sagen, dass Sie so nicht weitermachen dürfen.

Im Grunde genommen sind Sie viel zu schade für einen so schlechten Ruf, wie Sie ihn leider haben.“

Dr. Milanović durchzuckte es wieder. Er war peinlich berührt von ihrer Offenheit.

„Es ist nicht leicht für mich, vor Ihnen als gewissenloser Herzensbrecher dazustehen“, sagte er beschämt. „Man wirft mir vor, dass ich schon so viele Mädchen hatte. In Wirklichkeit habe ich die *eine* noch nicht gefunden, die ich mir von frühester Jugend an ersehnte. Können Sie mir das glauben?“

Ja, sie konnte tatsächlich glauben, dass dieser Mann einmal mit großen Idealen ins Leben trat. Aber er musste einfach einmal einsehen, dass er kein Recht hatte, das Leben so vieler Mädchen zu beunruhigen.

Ljubica spürte, dass er ihr gegenüber anders sein würde.

Aber sie hätte ihn nicht lieben können, nein, niemals. Dort drüben ging ihr Freund, ihr liebster Freund. Wie gut, dass er um ihre Liebe zu ihm wusste. Da konnte er ja wegen des Doktors ohne Sorge sein, dachte sie.

Bogdan wusste aber immer noch nicht, dass Ljubica ihn wirklich liebte. Er war ihr dankbar für ihr Verständnis. Und Gott war er dankbar für dieses „geliehene Glück“, das er aber eines Tages zurückgeben musste, wie er mit wehmütigem Herzen öfter bedachte. Es sei denn, dass er wieder gesund würde ... so wie Mato.

Die Oberin schien seine Gedanken zu erraten. Denn sie sagte abschließend, als sie wieder am Treffpunkt angelangt waren: „Ich wünsche Ihnen aufrichtig, dass Sie bald gesund werden.“

Ein fröhliches Mittagessen im Freien vereinte die ganze Gesellschaft wieder. Man hatte sich etwas Brot, Obst und Getränke in Thermosflaschen mitgebracht. Dr. Milanović und Bogdan saßen einträchtig beisammen und kauten ihr Brot. Die jungen Schwestern bekamen den Eindruck, dass die beiden Männer sich gut kannten und wahrscheinlich schon lange befreundet waren. Ljubica mischte sich unter die anderen

und wirkte so unbeschwert wie sonst. Alles ging seinen alten Gang weiter, nur der liebe Doktor schien ein wenig bedrückt zu sein.

Nach dem Mittagessen wurde Ball gespielt. Die Sonne schien jetzt wärmer, und das Ufer des Meeres erhielt ein freundlicheres Gesicht. Man konnte sich nun gut vorstellen, dass hier in wenigen Wochen der Badebetrieb beginnen und Tausende von Menschen aus aller Herren Länder anziehen würde.

Bogdan durfte nicht laufen. Darum setzte er sich allein auf einen kleinen Sandrücken, der mit wenig Gras bewachsen war. Er schaute dem frohen Treiben zu. Selbst die Oberin spielte mit, und Dr. Milanović betätigte sich als Amateurfotograf. Es ging so ähnlich zu wie auf dem Schulhof in Sela, wenn alle Klassen gleichzeitig in der großen Pause spielten und tollten. Ljubica spielte und lachte mit. Ab und zu blickte sie heimlich zu Bogdan hinüber. Er schaute lange aufs Meer hinaus und schrieb dann etwas auf einen Zettel. Sie freute sich in der Annahme, dass er ein neues Gedicht schrieb. Denn in seinen zwei Briefen hatte er ihr jeweils ein Gedicht geschickt. Es fiel ihr ein, dass sie sich noch gar nicht dafür bedankt hatte. Dabei liebte sie es so, wenn er seine Gefühle und seine Liebe zu ihr in dichterischer Form ausdrückte.

Der Nachmittag verging mit viel Lärm und brachte doch kaum einem der Beteiligten wirklich echte Freude. Zeitweise spürte man, dass es auch der Oberin nicht gelang, den Ausflug für alle zu einem angenehmen Erlebnis zu machen. Die für ihre Tanzlust bekannte Vera meinte wiederholt, dass so ein Ausflug ohne Männer einfach nichts wäre.

„Da drüben sind doch zwei“, sagte eine andere im Tonfall einer Marktfrau. „Geh doch hin und hol dir einen.“ Ach was, mit denen war auch nichts los. Besonders der Doktor hatte nach Meinung der meisten Mädchen restlos versagt. Sie hatten sich wenigstens von ihm ein bisschen was Lustiges erhofft. Aber der hat nur fotografiert, dazu ausgerechnet immer so, dass er die fromme Ljubica aufs Bild bekam.

„Du, die macht den auch noch fromm“, spöttelte Vera bissig. Aber das hielt doch niemand unter ihnen ernsthaft für möglich.

Der Busfahrer, der tagsüber irgendwo geschlafen hatte, hupte die Schwestern ungeduldig in den Bus und fuhr bald darauf los. Er wollte noch vor Einbruch der Dunkelheit an dem Gebirgspass vorbeikommen, der wegen seiner engen Straße als besonders gefährlich galt.

Als Dr. Milanović mit seiner kleinen Reisegesellschaft abfahren wollte, bat die Oberin, ob sie vorne neben ihm sitzen dürfe. Sie vertrage das Autofahren nicht so gut. Herr Davidović könne ja mit Schwester Ljubica hinten Platz nehmen. Sie seien doch alte Bekannte. Ljubica saß schon im Wagen und blickte durchs Fenster auf Bogdan. Sie freute sich darüber, dass er neben ihr sitzen sollte. Er bückte sich schon zum Einsteigen, als er den Doktor sagen hörte:

„Wollten *Sie* nicht einmal fahren? Sie haben ja auch einen Führerschein.“ Bogdan konnte nicht nein sagen. Er empfand diesen Vorschlag zwar schmerzlich, hätte er doch so gerne neben Ljubica gesessen, aber wie sollte er sich verhalten?

Die Oberin rettete die Situation, indem sie sagte: „Aber Herr Doktor, das können Sie Herrn Davidović nach so einem anstrengenden Tag nicht antun. Ein andermal vielleicht.“ Und zu Bogdan gewandt sagte sie im Befehlston: „Steigen Sie nur ein! Der Herr Doktor fährt seinen Wagen selber.“

Dr. Milanović biss sich auf die Unterlippe und lächelte bitter. Er war überzeugt, dass ihm die Oberin nicht einmal das harmlose Vergnügen gönnte, neben Ljubica zu sitzen. Er startete den Motor und fuhr wortlos an. Als sie schon lange auf der Straße waren, sagte er immer noch kein Wort.

„Sie fahren heute Abend aber wie ein Rennfahrer“, sagte die Oberin kalt. „Doch wir haben keine Angst, denn Sie sind ein guter Fahrer, das merkt man, wenn man drin sitzt“, fügte sie besänftigend hinzu.

„So?“ brummte Dr. Milanović verdrießlich. „Merkt man das?“ Dann war es wieder still.

Er dachte noch einmal über alles nach, was ihm Ljubica heute gesagt hatte. Im Grunde genommen hatte sie recht. Aber, dass ihn alle verachteten, dass ihn auch die Oberin nicht anders einschätzte als die jungen Schwestern, das tat ihm weh. Er kam sich vor wie einer, der für immer aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen war. Er, der immer das Gute wollte! War er nicht großzügig als Kavalier? Er wollte die Mädchen doch wirklich glücklich machen. Oder nicht? Wollte er nur sich selber glücklich machen? Hat er nur an sich gedacht? War der Preis, den die Mädchen bezahlten, wirklich so hoch? Und waren sie nicht selber auch glücklich dabei? Was tat die Katica? Sie nannte ihn öffentlich einen Schuft? Und Ljubica?

Er schaute in den Rückspiegel, um sie zu sehen, doch sie saß zu weit in der Ecke. Unauffällig veränderte er die Stellung des Spiegels, bis er sie sehen konnte. Sie saß mit geschlossenen Augen da, als ob sie betete. Ihre Gesichtszüge waren vollkommen gelöst. Sie wirkte wie ein schlafendes Kind, so rein und schön. Aber er empfand, dass sie für ihn unerreichbar war. Zu spät“, schoss es ihm durch den Sinn. War es zu spät? Zu spät für ein wirkliches Liebesglück mit einem wirklich liebenswerten Mädchen?

Draußen war es allmählich dunkel geworden. Die ersten Sterne erstrahlten in mattem Glanze. Bogdan saß in der anderen Ecke der Sitzbank und blickte verstohlen zu Ljubica hinüber. Dann griff er zögernd nach ihrer Hand. Sie überließ sie ihm und lächelte zu ihm hinüber. Und so fuhren sie wortlos durch die Nacht, und niemand sah es, dass sich ihre Hände fest umschlungen hielten, als ob ihre beiden Herzen darin selig nah beisammen wären.

Im Krankenhaus angekommen, ging alles schnell vor sich.

Es war schon spät, und man verabschiedete sich kurz voneinander. Bogdan sagte „Schwester Ljubica“, als er ihr die Hand reichte. Sie sagte

nur kurz „Gute Nacht“, ohne seinen Namen zu nennen, aber er empfand ihren Händedruck unendlich zärtlich, als wollte sie seine Hand streicheln. Und zwischen Freude und Trauer schwankend, schlich er in sein Zimmer.

Ein langer Tag war zu Ende, ein Tag, der so reich war an Erlebnissen, dass Bogdan sicher die halbe Nacht dazu brauchte, „alles innerlich zu ordnen“, wie er seine Gedankenarbeit scherzhaft nannte.

Ljubica trat noch für einen Augenblick an ihr Fenster, um ihn auf diese Weise zu grüßen. Alle die kleinen Beweise ihrer Zuneigung hätten ihm eigentlich sagen müssen, dass sie ihn liebte. Denn welches Mädchen pflückt einem Mann täglich frische Veilchen, geht mit ihm spazieren, lässt sich von ihm Briefe und Gedichte schreiben, wenn es ihn nicht liebt?

Freilich wusste auch sie, dass er als Tbc-Kranker nicht heiraten durfte, jedenfalls aus innerer Verantwortung ihr gegenüber *jetzt* noch nicht heiraten würde. Aber dass sie ihn dennoch herzlich liebte, das wusste sie. Sie war überzeugt, dass er es auch längst wusste.

Seine häufige Traurigkeit erklärte sie sich damit, dass er ihr selber einmal gesagt hatte, er habe ein etwas melancholisches Temperament. Aber er gefiel ihr gerade deshalb so gut, und sie stellte sich manchmal vor, wie sie ihn später verwöhnen und froh machen würde, wenn er ihr Mann werden sollte.

Am nächsten Abend fand Ljubica wieder einen Brief unter der Blumenschale auf dem Sockel des alten Denkmals im Park. Sie freute sich jedes Mal königlich und lief auch jetzt beschwingt die Treppe hinauf, um in ihrem Zimmer oder – falls ihre Kollegin schon vom Dienst zurück war – im Waschraum die Zeilen ihres geliebten Freundes zu lesen.

Ach, er bedankte sich wieder so herzlich für alles, obwohl sie ihm doch gar nichts Besonderes geben konnte. Der liebe Bogdan. Da hatte er wieder ein Gedicht gemacht, sicher gestern am Meer und abends im Auto. Sie las es mit glühenden Wangen und strahlenden Augen.

Wir waren am Meer.
Mein Herz war mit Bangen
Still mit Dir gegangen
Und wurde so schwer.

Du warst so vergnügt.
Dein Antlitz im Winde
War so wie beim Kinde,
Wenn's Mutterhand wiegt.

Da ward mir bewusst:
Ich darf Dich nicht stören,
Nicht rufen, nicht binden.

Ach, Leid mir und Lust!
Wem wirst Du gehören,
Wer wird Dich einst finden?

Der arme, liebe Bogdan. Wie hat er sich wieder so unnötig traurig gemacht, dachte sie. Noch gehörte sie ihm, nur ihm, und sie wollte keinem anderen Manne mehr gehören, wenn es Gottes Wille war. Sie trat ans Fenster und blickte zu seinem Balkon hinüber, aber sie sah ihn nicht. „Du liebster bester Freund", sagte sie leise mit bewegtem Herzen.

Dann vergingen viele Tage und Wochen, in denen sich äußerlich nichts am Leben im Krankenhaus änderte. Bogdan wurde routinemäßig untersucht und weiterhin mit den gut wirkenden Medikamenten behandelt, so dass er immer zuversichtlicher mit seiner Ausheilung rechnete.

Auch in seinem Verhältnis zu Ljubica wurde er freier. Die beiden schrieben sich Briefe, er machte Gedichte für sie, kaufte ab und zu ein kleines Büchlein oder erwies ihr sonst eine Aufmerksamkeit.

Es war Sommer geworden, und die ganze Stadt atmete das vornehme Leben einer Kurstadt, in der sich selbst unter den veränderten politischen Verhältnissen etwas wie ein gutbürgerliches Wohlleben entfaltete. Im Kurpark gab es täglich Konzerte. Die Kurgäste, die natürlich besser dran waren als die wie in einer Enklave lebenden Lungenkranken, gingen gut gekleidet auf der Kurpromenade spazieren, und die ganze Welt sah sonnig und paradiesisch aus.

Bogdan und Ljubica waren auch einmal im Kurpark gewesen, aber sie trafen sich lieber an ihrem „Hexenhause“.

Wieder wartete er auf sie, mit einem Strauß von sieben roten Rosen in der Hand, und wie immer mit einem vor Aufregung pochenden Herzen.

Als sie kam, schloss er sie ganz fest in seine Arme. Sie waren sich mittlerweile nähergekommen, und ihre Begrüßung erhielt immer mehr Kennzeichen einer echten Vertrautheit. Bogdan wollte einmal ihre Lippen küssen, diese schön geformten roten Lippen. Aber sie schaute ihn ernst an und schüttelte den Kopf. Dabei lächelte sie aber so gütig, dass er nicht verletzt sein konnte.

„Hmmm, rote Rosen“, sagte sie fast schwärmerisch, was bei ihrer nüchternen Art doppelt auffiel. Sie atmete den milden Duft tief in sich hinein und legte ihren Kopf für einen kurzen Augenblick an seine Schulter.

Je öfter sie sich so nahekamen, desto mehr spürten sie auch die Versuchung, sich noch inniger und völliger zu gehören. Aber sie waren eins geworden, die Sprache des Blutes zu überhören und das Verlangen nach immer engerer Gemeinschaft zu bändigen. Ljubica erkannte, dass sie als Wächterin über den Garten ihrer Reinheit und Unschuld wachen musste. Und sie konnte das so gut. Wenn ihn die Leidenschaft

übermannen wollte, schaute sie ihn ernst und freundlich an. Sie nahm dann seine unruhigen Hände in die ihren und lächelte nur.

Einmal trug er sie ganz unvermittelt in übermütiger Freude auf seinen Händen. Wie hat sie sich da gewehrt, weil sie so ungern den Boden unter ihren Füßen verlieren wollte. „Du musst mich immer auf dem Boden lassen“, tadelte sie ihn lachend, und er ließ sie, von der Anstrengung etwas außer Atem, behutsam wieder auf die Erde.

Wie schön war dieses ungezwungene Beisammensein für beide. Ihre Herzen fanden sich auf diese Weise immer inniger, und Bogdan fragte eigentlich nur noch aus Freude an ihrer Zustimmung, ob sie denn wirklich einmal seine Frau werden wollte.

„Wenn du erst meine Frau bist, Ljubica, dann werde ich noch viel lieber zu dir sein“, versprach er vielsagend.

„Du bist doch auch jetzt schon so lieb zu mir“, sagte sie zufrieden. „Kann es denn *noch* schöner werden?“

„Ja gewiss. Es wird. alles noch schöner werden. Ach, du weißt gar nicht, wie sehr ich dich liebe! Wenn ich es dir auch immer wieder sage, so ist alles Reden davon nur armselig und leer. Ich möchte etwas tun, woran du erkennen kannst, dass ich dich ganz herzlich liebhabe, du, meine Schwester, meine Braut ...

Sie neigte sich zu ihm und überließ sich seiner Umarmung. „Bist du meine Braut, meine geliebte Braut?“ fragte er, ohne auf Antwort zu warten. „Ich meine immer, du müsstest es doch spüren, wie sehr ich dich liebe.“

„Das spüre ich ja auch“, sagte sie dankbar.

Er sagte begeistert: „Ich bin überzeugt, dass dich nie mehr ein Mann so lieben kann, wie ich dich liebe.“

„Das weiß man nicht“, sagte sie schmunzelnd und berührte ungewollt die alte Wunde in seinem Herzen. Sie sah, wie ein trüber Zug sich auf sein Gesicht legte. Warum hatte sie das gesagt? Sie tat es doch nur im Scherz.

„Du hast recht“, sagte er schwer. „Ich lebe schon so selbstverständlich an deiner Seite, als wärest du mein. Manchmal vergesse ich, dass das alles nur ein geliehenes Glück ist. Aber was auch geschehen mag, ich werde dich *immer* lieben. Du bist so bleibend in meinem Herzen, dass weder Zeit noch Raum, weder Trennung noch Leid dein liebes Bild jemals in mir auslöschen können.“ Er blickte sie so traurig an, als hätte es schon jetzt gegolten, für immer von ihr Abschied zu nehmen.

Sie wirkte unschlüssig und unsicher auf ihn. Er hatte plötzlich wieder den Eindruck, als ginge sie nur aus Mitleid diesen Weg mit ihm. Diesen vielleicht nur kurzen Weg. Wie dankbar machte es ihn, dass sie mit ihm ging. Wenn es auch alles hoffnungslos und sinnlos sein sollte. Aber dass sie diese Wegstrecke mit ihm ging, das machte ihm ihre Liebe groß, auch wenn es eine andere Liebe sein sollte, als die seine.

Ljubica! Du bist noch so rein. Deine Liebe und dein Leben bedeutet mir mehr als alles andere auf Erden. Du überstrahlst jede andere Begegnung, die ich bisher mit einem Menschen hatte, und du hast sogar das Bild meiner Mutter verdrängt. Für mich bist *du,* und nur du mein Alles im Leben.“

Sie sah ihn an. Um ihre Lippen zuckte es wieder so, als ob sie etwas sagen wollte.

„Vielleicht denkst du jetzt, dass ich nicht sagen dürfte, *du* seist mein Alles im Leben. Ich weiß es. Niemand darf ein Geschöpf mehr lieben als den Schöpfer. Aber wer hat den Menschen so gemacht, dass er seine Frau wie sein eigenes Herz lieben kann? Steht nicht geschrieben: ‚Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen...?’ Das verstehe ich jetzt.“

„Ich möchte nur wissen, was du an mir findest“, sagte sie nüchtern und ehrlich. „Es ist mir immer noch unbegreiflich und zu wunderbar, dass ausgerechnet du mich liebhast. Ich habe mir manchmal gedacht, dass ich mir einen Mann wünsche, wie du es bist. Und wenn auch noch manches Schwere mit uns mitgeht, so ist es doch schön für mich zu

wissen, dass du mich liebst und dass ich dich glücklich mache. Auch ich erlebe alles so tief ... Für mich war der Gedanke, dass mich einmal jemand lieben könnte, noch nie selbstverständlich. Vielmehr dachte ich, dass es dann eine Gnade, ein großes Geschenk wäre. Warum es nun unter diesen Umständen eintraf, weiß ich nicht. Ich habe oft darüber nachgedacht ...

„Ich danke dir, Ljubica. Du sprichst so selten über deine Gefühle."

„Es fällt mir einfach sehr schwer. Darum kann ich auch verstehen, dass du manchmal an meiner Liebe zweifelst. Aber meinst du, ich wäre auch nur einmal zu dir gekommen, wenn ich dich nicht so gut verstehen könnte? Du fragtest mich, ob ich dich heiraten würde. Ich habe kein Wort dazu gesagt, aber du hast schon das Richtige von meinen Augen abgelesen. Nur habe ich noch weiter gedacht. Es könnte doch sein, dass Gott mich dazu bestimmt hat, unverheiratet zu bleiben. Vielleicht kann er mich so besser gebrauchen. Früher hatte ich öfter dieses Empfinden. Aber weil das nicht so leicht ist, sandte er vielleicht diese eigentlich ausweglose Liebe, damit ich keinen anderen Mann mehr lieben kann und nicht heirate – und doch weiß, dass mich jemand liebt."

„Also hältst du unsere Liebe auch für eigentlich ausweglos?" fragte er traurig.

„Wenn *Gott* nichts tut, müssen wir uns wohl oder übel damit abfinden, dass wir uns nie gehören werden. Darum bin ich auch so zurückhaltend mit meinen Gefühlen. Ich will es dir nicht noch schwerer machen, als es ohnehin schon ist. Wir müssen einfach stark sein und uns gegenseitig helfen."

Sie war nachdenklich geworden und wartete darauf, dass er etwas sagen sollte.

Es wurde ihm wieder neu bewusst, dass er mit seiner Liebe eine Last auf Ljubica gelegt hatte. Was hatte er ihr schon alles zu tragen zugemutet.

Er ahnte, was es sie eigentlich kostete, diesen Weg mit ihm zu gehen.

Aber konnte er an ihr vorübergehen? Hätte er selbstloser sein und auf diese Liebe verzichten sollen? Er wusste, dass er Ljubica in diesem Zustand nicht an sich binden durfte. Aber er hoffte, dass sich seine Gefühle mit der Zeit wandeln würden. Wenn er sie erst nicht mehr täglich sah, würde am Ende vielleicht doch eine gute Freundschaft zwischen ihnen möglich werden.

Aber nun liebte sie ihn auch. Nun ging es nicht um die Veränderung nur seiner Gefühle, sondern auch der ihren. „Ja, wir können nur warten. Vielleicht wird unsere Liebe allmählich so werden, dass wir uns nicht so sehr sehnen. Vielleicht wird alles noch ganz schön und leicht, ohne Leid und Schmerz“, sagte er leise. „Aber ich muss gestehen, dass es in mir schreit: ‚Nein‘! Diese Liebe kann nicht aufhören. Es kann nicht dadurch schöner werden, dass diese Liebe aufhören muss.“

„Nein. Das habe ich auch nie empfunden“, sagte sie. „Willst du weiterhin auf diesem schweren Wege mit mir bleiben?“ fragte er. Sie nickte stumm, und in ihren Augen lag ein Glanz stiller Freude.

„Es blühen doch auch schöne Blumen an diesem unserem Wege“, sagte sie lächelnd.

Er drang weiter in sie. Ob es ihr denn wirklich nichts ausmache, wenn sie sich in dieser Weise an ihn binde. Es könnte doch noch einige Jahre dauern, bis man wüsste, ob er gesund würde oder nicht. Sie könnte dann um seinetwillen ein anderes Glück verpassen, sie sei doch so reizend schön und würde sicher auch einem anderen Manne gefallen. Und was sollte aus ihr werden, wenn er ... ja, er wollte es fast nicht aussprechen – wenn er doch sterben müsste?

Sie schwieg lange. Dann sagte sie entschlossen: „Ich kann jetzt doch keinen anderen Mann lieben. Was später wird, das weiß nur Gott. Es wird nicht das Schlimmste sein, wenn ich unverheiratet bleibe. Und

wenn er mich anders führt? Was auch geschieht in meinem Leben, vergessen werde ich dich nie.“

„Ljubica“, sagte er tief bewegt. „Ich verspreche dir hier, dass ich dich immer so behandeln werde, als wüsste ich, dass du einmal die Frau eines anderen wirst. Und wenn du einmal meine Frau wirst – ach, dann will ich dir meine Liebe so völlig geben, dass du alles erstattet bekommst, was du mir jetzt durch deine Liebe schenkst.“

Er zog sie zärtlich an sich. Sein Atem floss mit dem ihren ineinander, und dann berührten sich ihre Lippen, zum ersten Mal ... zum ersten innigen Kuss.

Es war, als wollten sie sich alles noch einmal sagen, was sie in langen Monaten mit Worten und unschuldigen Zärtlichkeiten nicht sagen konnten. Und es kam ihnen vor, als stünden sie unmittelbar unter Gottes Augen, weit von der Erde entrückt, umgeben von dem Rauschen der Planeten im weiten Weltenraume. Denn sie hörten das Rauschen ihres eigenen Blutes nur wie von ferne, so, als ginge es sie gar nichts an. Ihre Herzen schmolzen ineinander, ihre Leiber rankten sich aneinander hoch wie zwei Rosensträucher, die voller duftender Blüten waren. Und so standen sie lange mit ihrer Liebe allein, in vollendeter Harmonie; standen Mund an Mund und Herz am Herzen in wonnevoller Umarmung, stumm und unaussprechlich glücklich.

6. Das goldene Kreuz

Dann vergingen wieder viele Monate. Die beiden Liebenden hatten sich freiwillig voneinander zurückgezogen. Sie konnten ja auch still in ihrer gegenseitigen Liebe ruhen. Jetzt kam alles darauf an, dass die entscheidende Wendung im Leben des kranken Bogdan kam. Sie schrieben sich Briefe. Sie schenkte ihm zum Geburtstag ein kleines Andachtsbuch, und er schenkte ihr eine echt handgeschnitzte Madonna. Außerdem schrieb er Gedichte für sie. In der Hauptsache aber waren sie sich einig geworden, füreinander zu beten.

Ljubica hatte längst nach Hause geschrieben, dass sie Bogdan in der Klinik getroffen habe. Mehr schrieb sie nicht. Sie wollte es ihren Eltern lieber mündlich sagen, dass sie sich liebten.

Ihr freiwilliger Verzicht auf ein häufigeres Beisammensein war auch ein Bestandteil ihres Gebetes. Sie wollten Gott in aller Demut zeigen, dass sie ihr Geschick in seine Hände legten. Und sie glaubten zuversichtlich, dass er bald eingreifen und Bogdan heilen würde.

Bogdan drang in dieser Zeit tiefer in die Bibel ein. Er begriff jetzt, was das heißt, sein eigenes Leben hinzugeben – alles eigene Wünschen, alle eigenen Pläne, alle Liebe, die immer noch unvermindert dem geliebten Mädchen galt. Wie schwer konnte das doch werden! Darum übte er sich in Geduld und Glauben, und er spürte, wie er in allem Leide niemals so ganz ungetröstet war. Manchmal freilich wollte ihm die Last zu schwer und die Zeit zu lang werden. Da schien sich alle Hoffnung zu zerschlagen. Einmal schickte er ihr dieses Gedicht, das seine ganze innere seelische Verfassung verriet:

Und doch, bei allem Glück, es bleibt ein Weh,
So oft ich nur an Dich, Geliebte, denke,
Dass ich vor Deinem Bild die Augen senke,
Weil ich die Wege Gottes nicht versteh.

Es bleibt dies Weh, obwohl Dein Herz mich liebt,
Es bleibt, obwohl auch ich Dich herzlich liebe.
Es macht den Himmel meines Lebens trübe,
Weil's für uns scheinbar keine Hoffnung gibt.

Ach, schon im Finden hab' ich Dich verloren,
Vergeblich rufst Du mich in Deine schöne Welt,
Denn aus der meinen führt kein Weg zu Dir.

Ich stehe immer vor verschloss'nen Toren,
Und Deiner Liebe warmes Sonnenleuchten fällt
Wie durch ein Gitter nur herein zu mir ...

Wenn sie dann wusste, dass er so traurig war, schrieb sie ihm einen lieben Brief. Manchmal trafen sie sich dann wieder, und er nahm sie schweigend in die Arme. Sie standen oft in der Nacht und blickten hoffnungsvoll zum Himmel empor. Als sie sich das letzte Mal getroffen hatten, sagte er zu ihr: „Der Himmel bleibt uns gewiss. Dort werden wir uns auf alle Fälle wiedersehen ... Verklärt, verwandelt, und doch wissend, dass wir diesen Weg miteinander gegangen sind."

Und sie schrieb ihm in ihrem letzten Brief:

Mein lieber, lieber Freund!

Vor mir liegt Dein Brief mit dem traurigen Gedicht. Hab Dank dafür. Aber Du sollst nicht so hoffnungslos sein, mein Bogdan. Es ist zwar schwer, und manchmal will es mich auch niederdrücken. Dann aber gilt das Wort: „Alle eure Sorgen werfet auf ihn." Gott weiß doch, dass wir ihm gerne miteinander dienen wollen. Sollte er uns da nicht helfen?

Vor mir steht eine Kerze, und ich las eben wieder Deine Briefe und Gedichte. Wie viel Liebe strahlt mir doch aus ihnen entgegen! Wenn Du heute Abend bei mir wärest, würde ich Dein liebes, so blasses Gesicht in meine Hände nehmen und sachte mit meinen Lippen berühren; ja, ich würde Dir alles Schwere und Bedrückende abnehmen wollen, damit Du wieder froh sein könntest. Bitte, mein Liebster, grüble doch nicht so viel. Willst Du mir das versprechen? Es macht doch nur traurig und bessert nichts.

Du weißt doch, dass ich für Dich bete und Dich mit meinem Herzen überall begleite. Du hast oft zu mir gesagt: „Gott segne Dich.“ Dasselbe möchte ich Dir sagen, und es kommt aus tiefstem Herzen. Einen Rat möchte ich Dir geben: Denke am: Abend nie etwas Schweres. Mache es lieber wie ich. Denke, dass ich mich an Dich schmiege und meinen Kopf an Deine Schulter lege. Das ist so schön! – Nun werde ich noch an Dich denken, bis ich einschlafe, und bleibe

Deine Ljubica

Bogdan las diesen Brief, wie alle anderen vorher, immer wieder. Er meinte manchmal, dass er ihre Stimme hörte, so sehr lebte ihre ganze Art auch in ihren Briefen. Dann war er wieder froh.

Einmal trafen sie sich ohne Verabredung draußen im Buchenwald. Sie trug einen hellen Faltenrock und dazu eine grüne, weiß gemusterte Bluse aus Seide. Ihre schöne Gestalt konnte kaum noch vorteilhafter erscheinen als in dieser Kleidung. Er dachte an die Schilderung der Braut im Hohenlied. Wie schön war sie! Wer dieses Mädchen zur Frau bekommt, muss Gott sein Leben lang danken, dachte er.

Sie waren beide hinausgegangen, weil die Sehnsucht sie trieb. Im Stillen hofften beide, dass sie sich treffen würden. Er hatte sogar wieder einen Strauß roter Rosen mitgebracht. Statt zum alten Mauthaus, gingen sie diesmal durch ein Stück Wald auf eine Lichtung zu, an deren Rand sie sich ins Gras setzten. Der Himmel stand blau über der Erde,

irgendwo in der Ferne ratterte ein Traktor. Sie schmiegten sich aneinander und gaben sich selig ihren Gedanken hin.

Ljubica überlegte, was aus Bogdan geworden wäre, wenn er nicht krank wäre. Er konnte alles so meisterhaft erklären und fand für alles, was er sagte, sehr passende Worte. „Manchmal meine ich, du wirst noch ein Prediger“, sagte sie unvermittelt.

Ein Prediger? Daran hatte er noch nie gedacht. Als er nichts sagte, fuhr sie fort: „Wenn ich ehrlich bin, ich möchte eigentlich am liebsten irgendwohin in die Mission. Wie schade, dass wir das von unserem Lande aus nicht können.“

„Und ich? Was soll aus mir werden?“ rief er in gespielter Entrüstung. „Ich soll dann vor Sehnsucht krank werden und mir immer vorstellen, dass du irgendwo in Afrika allein und in tausend Gefahren bist?“

„Nein, du sollst ja mitgehen“, sagte sie, wenn du wieder gesund bist – wer weiß, ob du nicht eines Tages ein Prediger des Evangeliums wirst. Du hast eine besondere Gabe dazu, glaube es mir“, sagte sie in ehrlicher Bewunderung.

„Würdest du mit mir gehen, Ljubica?“ Er wollte wieder nur ihr freudiges Ja hören oder doch in ihren treuen Augen ein Ja lesen.

„Ich glaube ja nicht, dass du wirklich eine Antwort auf deine Frage erwartest“, entgegnete sie verlegen und wehrte seine Hände mit sanfter Gewalt ab.

In schönster Vertrautheit gingen sie Arm in Arm durch den Wald den langen Weg zurück und unterhielten sich über ihre Liebe. Genau genommen war es immer nur Bogdan, der darüber redete. Er sagte öfter im Scherz zu ihr, dass er nur Selbstgespräche führe, wenn er bei ihr sei. Aber er hätte ohne ihre stille Partnerschaft ganz gewiss keine solchen „Selbstgespräche“ geführt. Denn *sie* war es ja, die seinen Gedanken immer wieder Flügel gab, dass sie sich weit über sich selbst erho-

ben und mit ihr zusammen in eine Welt entflohen, in der sie beide ohne Störung durch die leidvolle Wirklichkeit glücklich sein konnten.

Und wenn sie so still neben ihm herging und seiner Stimme lauschte, war ihr das unaussprechlich angenehm. Mit ihm würde sie bis ans Ende der Welt gehen. So von ihm geliebt, wollte sie jede Last gerne tragen, die ihr durch seine Krankheit auferlegt wurde. Was fragte sie nach einem anderen Glück mit einem anderen Mann? Solange er sie so treu und aufrichtig mit seiner Liebe umgab, konnte sie nicht einmal daran denken, einmal einen anderen Mann zu lieben. Er war so gut zu ihr, seine Liebe war wirklich selbstlos. Wie schön musste ein Leben an seiner Seite werden, ein ganzes langes Leben an seiner Seite.

Dann mussten sie sich wieder trennen. Wie beim Erwachen nach einem schönen Traum fragte sie fast verstört: „Was mache ich nun mit den schönen Rosen? Auf mein Zimmer mitnehmen möchte ich sie nicht. Meine Kollegin würde mich sicher so lange mit Fragen ausquetschen, bis ich nicht mehr ausweichen könnte und ihr die Wahrheit sagen müsste.“

„Wirf sie einfach weg“, riet er ihr.

Sie merkte, dass es ihm im Grunde genommen auch leid tat, die schönen Rosen wegzuwerfen. Aber was sollte sie tun? Wenn man seine Liebe so geheimhalten will, wie sie es beschlossen hatten, muss man eben auf manche kleine Freude verzichten. Sie steckte ihr ganzes strahlendes Gesicht in den Strauß und atmete den Duft der Rosen noch einmal tief ein. Dann warf sie sie mit einer zögernden Bewegung hinter das Gebüsch am Wegrand.

„Schade“, sagte sie und blickte den Blumen traurig nach. „Lass es nur gut sein“, tröstete er sie. „Du wirst noch viele rote Rosen von mir bekommen – später, wenn du sie behalten darfst. Es ist schon ein schweres Los für uns beide. Diese weggeworfenen Rosen sind wie ein Symbol unserer Liebe: alles, was wir uns geben, dürfen wir nicht be-

halten. Es ist eben nur ein geliehenes Glück“, sagte er mit einem Anflug von melancholischer Stimmung, die sie nur zu gut an ihm kannte.

„Doch, wir dürfen so viel behalten“, widersprach sie aufmunternd, als wollte sie die Trauergeister vertreiben, die sich bei jedem Abschied über sein Gemüt legten – und auch über das ihre.

„Du bist ein tapferes Mädchen“, sagte er und zog sie noch einmal an sein Herz. Dann lief sie munter dahin wie ein Kind – ein Kind mit dem Herzen einer Mutter.

Und wieder vergingen viele Wochen. Bogdan wurde durch die Nachricht beunruhigt, dass er in ein anderes Krankenhaus verlegt werde. Stand es so schlecht um ihn? Wenn er eine offene Tuberkulose haben würde, hätte man es doch hier mit einem Pneu versuchen können. In das andere Krankenhaus wurden in der Regel nur die Kranken verlegt, bei denen ein großchirurgischer Eingriff, eine sogenannte Plastik, notwendig war. Er hatte von solchen „Plastikern“ gehört, dass sie nach der komplizierten Operation meist doch nicht gesund werden.

Aber Ljubica glaubte nicht, dass er deswegen verlegt werden sollte. Sie tröstete ihn und sich selber damit, dass es ihm doch schon viel besser gehe als früher, und dass er wahrscheinlich zu einer Kur in das andere Krankenhaus sollte. Denn es war dort ein Sanatorium dabei, in dem die Kranken lediglich noch ein paar Monate vor ihrer Entlassung beobachtet und nachbehandelt wurden. Und so blieb ihnen wieder nur die Hoffnung – und ab und zu ein kleines, verstohlenes Rendezvous im Park oder im Buchenwald. Ljubica schrieb ihm:

Liebster,

die Tage unseres Beisammenseins sind vielleicht schon bald um. Dann heißt es für uns, Abschied nehmen. Ich muss sagen, dass mir die ganze Zeit, die wir miteinander verbringen durften, als ein Geschenk er-

scheint. Es war für uns beide gut, dass wir uns auf diese Weise näher kennenlernen konnten.

Ich bin dankbar für jeden Augenblick, den wir gestern beisammen sein durften, den kleinen Spaziergang, den Abend mit Dir. Wenn ich an den Abschied denke, wird mir das Herz sehr schwer. Ich wusste zwar, dass das einmal kommen wird, aber jetzt fürchte ich mich davor.

Auf Deinen Rat hin las ich in dem Gedichtband, den Du mir aus der Bibliothek mitgebracht hattest. Die Art der Gedichte, die ich las, kannst Du Dir ja vorstellen. Dann eilten meine Gedanken zu Dir. Es sind wohl schöne Gedichte darunter, aber die Deinen gefallen mir doch besser. Sie sind eben aus Deinem, mehr noch, aus *unserem* Erleben geboren, und darum finde ich sie schöner.

Du sagtest neulich, dass Du mich einmal so mit Deiner Liebe überschütten willst, dass ich darin „ertrinke“. Du lieber Böser! Du kennst mein Herz. Wir müssen stark sein. Sonst darf ich nie mehr zu Dir, Du Lieber! Es muss uns genügen, dass wir uns sehen und miteinander reden dürfen. Du weißt, dass ich dieses aus Liebe zu Dir schreibe. Mit meinen Gedanken bin ich immer bei Dir, und meine Gebete hüllen Dich ein, Bogdan.

Deine Ljubica

Sie war stark in der Beherrschung ihres eigenen Herzens.

Das gab ihm auch immer wieder neue Kraft, seine Liebe in die Hände Gottes zu legen. Wenn nur sein Wohlgefallen auf ihnen beiden ruhte, dann durften sie mit ihrer Liebe geduldig und getrost vor ihm bleiben. Und dazu waren sie beide entschlossen.

Für Ljubica war nur das wichtig, was mit Bogdan geschah. Ihre Liebe zu ihm war im Laufe der Zeit so stark geworden, dass sie sich entschlossen hatte, diesen Weg mit ihm auf alle Fälle bis zu Ende zu gehen. Bis zu Ende. Das konnte bedeuten, dass sie ihn heiraten würde, wenn er sie noch einmal fragen sollte; oder dass sie ihn bis an sein Le-

bensende lieben wollte, auch ohne seine Frau zu sein. Sie konnte nicht anders. Und sie war überzeugt, dass er ihr von Gott geschenkt war; er, Bogdan, dessen Name alles besagte, was er ihr bedeutete: „Von Gott gegeben."

Von der Stationsschwester der „Sieben" erfuhr sie, dass Bogdan über den Berg war. Er sollte tatsächlich zu einer Kur in das andere Krankenhaus verlegt und dann vielleicht schon nach 6 bis 8 Wochen nach Hause entlassen werden.

Sie sagte es ihm freudestrahlend, und er war glücklich. So durften sie beide hoffen, dass sie sich doch noch für immer gehören würden. Welch ein Glück lag nun vor ihnen! Ihr bisher nur „geliehenes" Glück sollte ihnen für immer geschenkt werden.

Ljubica hoffte im Stillen, dass ihr Liebster ein Prediger oder Missionar würde. Er dachte daran, sein Studium wieder aufzunehmen und ein anderes Berufsziel anzustreben, denn Volksschullehrer konnte er ohne politische Bindungen nicht werden. Wenn sie jetzt zusammenkamen, kreisten ihre Gedanken immer um die gemeinsame Zukunft. Sie wollten geduldig bleiben und zuerst ihre Existenz sichern, soweit das menschlich möglich war.

Ljubica wollte auf alle Fälle ihr Examen als Krankenschwester ablegen, und er wollte versuchen, in zwei oder drei Jahren mit dem Studium der Rechtswissenschaft fertig zu werden. Sie waren entschlossen, sich die Treue zu halten und sich gegenseitig zu helfen. Ihre Liebe füreinander konnte reifen und sich festigen.

An einem Nachmittag ging Bogdan in die Stadt, um für Ljubica irgendein kleines Andenken zu kaufen. Er überlegte, was er ihr am besten schenken könnte. Große Auswahl gab es ohnehin nicht, und es war so schwer, etwas zu finden, was seine Gesinnung ausdrückte und zugleich auch ihr Freude bereitete.

Während er in den Schaufenstern etwas Passendes suchte, fiel sein Blick auf die ausgelegten Stücke eines bescheidenen Uhren- und Juwe-

liergeschäftes. Vielleicht ein kleines Schmuckstück? dachte er. Nein, Ljubica trug ja keinen Schmuck. Sie hatte keinen Ring an der Hand, keinen Armreif, keine Halskette oder Brosche.

Doch da glitzerte ein kleines goldenes Kreuz im Schaufenster. Ein Kreuz! Das könnte sie doch sicher tragen. Wie gut würde es ihr stehen. Es wäre auch ein zutreffendes Symbol für ihren Weg, den sie beide bisher gegangen waren. Ein Weg mit dem Kreuz, denn sie mussten aus mehr als einem Grunde ihr eigenes Herz und Leben verleugnen. Ja, sie sollte dieses Kreuz haben, dieses goldene Kreuz.

Er trat in den Laden. Ein alter Uhrmachermeister mit zugeschnittenem Schnurrbart musterte ihn freundlich.

„Guten Tag, Meister."

„Guten Tag, Sohn. Womit kann ich dienen?" Der Meister erwartete offensichtlich, dass ihm eine defekte Uhr ausgehändigt würde.

„Ich möchte etwas kaufen", sagte Bogdan selbstsicher, wie ein ausländischer Tourist, bei dem die Höhe der Dinare keine Rolle spielt.

„Und was darf es sein?"

„Ein Kreuz", antwortete Bogdan mit Bestimmtheit, „dieses kleine goldene Kreuz, das Sie draußen im Schaufenster haben."

„Gerne, gerne. Einen Moment bitte. Das ist ja schon lange nicht mehr passiert, dass jemand ein Kreuz gekauft hat." Er öffnete den Verschlag zum Schaufenster und holte das Gewünschte herein, legte es liebevoll vor den Käufer hin und sagte: „Es ist ein schönes Stück. Ich habe es selber gemacht, weil ich das Kreuz so liebe. Als ich es ins Schaufenster legte, dachte ich, dass ich es wohl kaum verkaufen werde, wenigstens nicht an einen Einheimischen. Aber ich freue mich, dass ich mich getäuscht habe. Sind Sie auch prawoslawisch?" („Rechtgläubig" – gemeint ist das serbisch-orthodoxe Bekenntnis.)

Ja. Ich meine von Haus aus ja. Aber deswegen kaufe ich das Kreuz nicht."

„Ah, ich verstehe“, sagte der Alte diskret. „Sie kaufen es sicher für Ihre Braut.“ Er streichelte das Kreuz, als wollte er damit sagen, dass er sich seiner nicht schämte.

„Was kostet das?“ fragte Bogdan.

„Ja, das ist nicht so billig. Ist echtes Gold. Dreißigtausend Dinare (rund 1oo DM). Ein sehr seltenes Stück, müssen Sie bedenken.“

Dreißigtausend Dinare verdient man in einer Woche, mancher Arbeiter allerdings auch nur in einem Monat. Das ist viel Geld. Aber er wollte nun nicht mehr ohne das Geschenk hinausgehen. Er kaufte es. Dazu noch eine goldene Kette, die noch einmal die Hälfte des Preises ausmachte.

Als er aus dem Laden auf die Straße trat, empfand er eine tiefe Freude. In wenigen Stunden würde er Ljubica sehen. Es würde ihr Abschied sein für eine gewisse Zeit. Und sie würde das goldene Kreuz tragen. Auf ihrer Brust würde sie es tragen, ganz nahe dort, wo ihr Herz in Liebe für ihn schlug. Wie freute er sich an ihr, die seines Lebens ganzes Glück war. Wie schlug ihr sein Herz entgegen, ihr, der Geliebten, der über alles Geliebten.

Gleich nach dem Abendessen ging er hinaus in den Buchenwald.

Er wartete gespannt, bis es acht Uhr war. In der einen Hand hielt er das zierliche Schächtelchen, in das der alte Uhrmacher das goldene Kreuz mit dem Kettchen eingepackt hatte. Noch nie hatte er das Gefühl, ein so passendes

Geschenk für Ljubica ausgewählt zu haben wie diesmal. Er legte sich immer wieder neue Worte zurecht, mit denen er sein Mädchen begrüßen wollte. Aber dann verwarf er alle vergeblichen Vorbereitungen, weil er aus Erfahrung wusste, dass im Ernstfall doch alles ganz anders kam. Das lag nicht zuletzt an Ljubica, die sich immer so natürlich gab, dass in ihrer Gegenwart alle falsche Feierlichkeit und erhabene Ritterlichkeit altmodisch und lächerlich wirkte. Sie war so ein Mäd-

chen, das einfach keine Künsteleien und Verstellungen liebte. Und das war ihm im Grunde genommen sehr recht.

Dann kam sie. Er kannte ihren Schritt und würde ihn aus tausend anderen herausgehört haben. Sie kam so, dass er immer wieder neu das Erlebnis einer erregenden Begegnung hatte. Sooft sie auch zu ihm kam, er hatte nie etwas anderes als helle Freude an ihr empfunden. Welche Kräfte des Gemütes hatte sie in ihm doch aufgeweckt!

Und auch sie blühte in der Gemeinschaft mit ihm immer mehr auf und entfaltete ihre eigene Persönlichkeit. Sie hatten einander viel zu verdanken, und sie gehörten sich schon so selbstverständlich, dass sie die äußere Trennung kaum noch empfanden.

„Das ist unser Abschied, Ljubica. Wenn du damals in Selo abends von mir gingst, hatte ich immer das Gefühl, als ob du mich mit fortgezogen hättest. Es schmerzte mich immer so. Ohne dich war ich nur ein halber Mensch. Diesmal gehe ich, und *du* bleibst zurück.“

„Es wird mir nicht anders gehen als dir“, sagte sie traurig. „Aber wir werden uns ja wiedersehen.“

„Wann?“

„Vielleicht an Weihnachten. Das ist nicht mehr allzu lange. Wenn du dann schon entlassen bist oder doch wenigstens Urlaub bekommst, können wir uns daheim in Selo wiedersehen. Du kommst doch sicher in unsere Versammlung?“

Ja, mit Freuden. Ich sehne mich sehr danach. Obwohl ich noch nie in einer solchen Versammlung war, habe ich das bestimmte Gefühl, dass das für mich ein besonderes Erlebnis wird.“

„Das muss ja so sein. Wer wirklich bekehrt und wiedergeboren ist, der kann auf die Dauer nicht ohne Gemeinschaft bleiben. Bisher warst du ja immer alleine.“

„Nicht ganz, mein Schatz! Denn du warst doch bei mir, und ich habe viel von dir gelernt.“

„Ja, das schon. Aber du wirst noch manches ganz neu erleben und ...“, sie sagte es unsicher, „ ... du wirst noch manches dazulernen.“

Er war ganz ehrlich zu sich selbst und sah ein, dass er ein Anfänger in den Dingen des Glaubens war. Nur meinte Ljubica, dass nicht gerade *sie* ihn unterweisen müsste. Sie hatte so viel Grund, zu ihm als Mann aufzublicken. Darum wollte und konnte sie auch in Glaubensdingen nicht seine Lehrerin sein. Sie hatte genug damit zu tun, seine oft stürmische Liebe in heilige Schranken zu verweisen und über ihr eigenes Herz zu wachen, damit sie sich beide ein gutes Gewissen bewahrten.

Sie waren noch lange beisammen. Langsam wurde es Zeit zum Nachhausegehen.

Dann sagte Bogdan:

„Ich habe dir etwas mitgebracht, Ljubica, etwas ganz Schönes. Hoffentlich gefällt es dir.“ Er holte das viereckige Schächtelchen aus der Tasche und drückte es ihr in die abwehrbereite Hand.

„Du sollst mir doch nicht so viel schenken“, tadelte sie ihn freundlich.

„Mache es nur auf. Ich möchte gerne sehen, ob es dir gefällt. Es ist zwar dunkel, aber so viel kann man doch sehen.“

Er half ihr, den dünnen rosafarbenen Seidenfaden aufzuknoten und wartete gespannt auf ihre Reaktion.

„Nein“, rief sie aus. „Ein Kreuz? Das ist ja wunderbar!

Das habe ich mir schon immer im Stillen gewünscht.“ Sie hielt es sich in der Dunkelheit vor die Augen.

„Eigentlich hätte ich dir am liebsten einen goldenen Ring geschenkt – und mir auch. Aber weil wir uns nicht verloben können, soll dich dieses kleine Kreuz immer an mich erinnern. Es passt so gut zu uns als Symbol unserer Liebe und unseres gemeinsamen Weges. Bisher stand doch alles unter dem Kreuz, jede Hoffnung, jeder Wunsch. Darum bedeutet dieses goldene Kreuz für uns alles andere als nur ein Schmuckstück. Ich möchte sagen, dass du es wie eine Auszeichnung tragen

sollst. Du sollst wissen, dass ich für deine Liebe dankbar bin. Trage du dieses goldene Kreuz. Wenn es nach mir ginge, müsste es mit Brillanten und Diamanten bestückt sein. Kein irdisches Gold wiegt den Wert deiner Liebe auf.“

Sie hielt das Kreuz in ihren Händen und hörte ihm schweigend zu. Kein Laut kam von ihren Lippen. Da nahm er es ihr aus der Hand, öffnete die Öse an der Kette und legte sie um ihren Hals. Seine Hände bebten dabei, und er hatte Mühe, die kleine Öse wieder zu schließen.

Ljubica konnte wieder einmal nur schweigen. Nein, für sie würde dieses kleine Kreuz nie ein bloßer Schmuck sein. Sie wollte es auch nicht als eine Auszeichnung für ihre Liebe tragen. Ach, für sie war es einfach ein Andenken an seine Liebe, die sich in immer neuer, erfinderischer Weise kund tat. Ihm zuliebe wollte sie das Kreuz tragen – und wenn sie merken sollte, dass es jemand in der Gemeinde missfiel, wollte sie es um des Friedens willen unter der Bluse oder unter dem Kleid verstecken.

„Du sprichst gar nichts mehr“, sagte er.

Sie blickte ihn an, und er sah, dass ihre Augen strahlten.

Das war ihre Art, ihm ihr Herz zu zeigen. Sie konnte in Augenblicken tiefster Ergriffenheit einfach nichts sagen. So heiter und unbeschwert sie auch sonst sein konnte, wenn es aber um ihr innerstes Herz ging, fand sie keine Worte. Und er hatte mit der Zeit gelernt, in ihren Augen zu lesen und sie auch ohne Worte zu verstehen.

„Du hast ja selbst schon alles gesagt“, entschuldigte sie sich lächelnd. „Schöner könnte ich es doch ohnehin nicht sagen. Dass ich mich über dein Geschenk freue, das weißt du doch. Es ist nur so merkwürdig, dass es gerade ein Kreuz ist. Als du es mir umhängtest, war mir’s für einen Augenblick, als ob sich eine Last auf mich legte.“

Er ahnte, was in ihr vorging und sagte: „Kreuze stehen auf Kirchtürmen – und auf Gräbern. Aber es stehen viel mehr Kreuze auf Gräbern als auf Kirchtürmen.“

Vielleicht verband sie unbewusst auch dieses goldene Kreuz mit einem Grab, in dem ihre Liebe für immer bleiben musste? Tatsächlich dachte Ljubica: Was würde geschehen, wenn er wirklich sterben müsste? Wer würde ahnen, was in ihrem Herzen vorging? Niemand. Sie müsste ihren Schmerz und alle Trauer allein und für immer allein mit sich tragen, so wie dieses goldene Kreuz. Ihre Liebe wäre dann für immer begraben. Aber ob sie auch tot wäre? Nein. Denn eine solche Liebe stirbt nicht. Sie kann nicht sterben.

„Was mag in diesem Augenblick in dir vorgehen, Ljubica?“ fragte er ernst. Sie sah ihn wieder nur schweigend an und lächelte.

„Du bist so schön, wenn du lächelst. Sogar in der Nacht sehe ich, dass dein Mund lächelt. Ich werde diese deine Lippen nie vergessen. Sie haben mir die schönsten Worte gesagt, die ich je im Leben hörte. Sie haben mir in solcher Liebe zugelacht, dass ich es jedes Mal wie einen Gruß des Himmels empfand. So, als wären wir vor langen Zeiten schon einmal beisammen gewesen. Der Gedanke ist zu schön, findest du nicht? Stelle dir einmal vor, dass du mit mir schon einmal gelebt haben könntest, und jetzt hätten wir uns wieder gefunden. Wie soll man sich anders das Wunder erklären, dass zwei Menschen in dieser Welt zueinander finden, als wären sie von Ewigkeit her miteinander verwandt?“

„Du bist ein Dichter“, sagte sie. „Die Bibel sagt, dass der Mensch nur *einmal* lebt. Nur einmal gehen wir über diese Erde – mit aller unserer Freude und mit all unserem Leid. Und dann ... ?“ Sie fragte mehr sich selbst als ihn.

„Und dann beginnt die Ewigkeit. Ob wir uns dort wirklich erkennen werden?“ fragte er.

„Anders kann ich es mir gar nicht vorstellen.“

„Ich auch nicht. Wenn ich ganz ehrlich bin, möchte ich nicht einmal in den Himmel kommen, wenn du nicht auch dort wärest.“

„Du bist sehr lieb. Aber ich denke, dass dort droben manches anders aussehen wird als hier auf Erden. *Wir* werden wohl auch anders aussehen als jetzt.“

„Aber lieben werde ich dich auch in der Ewigkeit“, sagte er feierlich.

„Das ist alles sehr lieb von dir. Ich würde mich ja auch freuen, wenn es so wäre. Aber wir wissen es halt nicht genau, und darum müssen wir abwarten.“

Er wunderte sich manchmal, dass sie sich nie von ihren Gefühlen zu irgendwelchen Wunschträumen verleiten ließ. In der Tat galt sie in ihrem Bekanntenkreis als sehr nüchtern. Aber er kannte sie besser und wusste, dass in ihrem Inneren verborgene Saiten darauf warteten, dass sie jemand zum Klingen brachte. Und es machte ihm Freude, wenn er sah, wie sie sich durch seine Liebe zu einer so treuen und großen Gegenliebe aufwecken ließ. Er verstand es, gerade weil er eine so starke Kraft zum Erleben besaß, sie zu immer neuem Erleben ihrer eigenen Persönlichkeit zu führen. Vielleicht fühlte sie sich deshalb von Anfang an von ihm angesprochen.

Denn nicht jeder Mensch kann einen anderen zur vollen Entfaltung seiner inneren Kräfte anregen. Es müssen sich zwei besonders geartete Wesen finden, die eine genügend starke Ausstrahlung auf den anderen ausüben, so dass sich *beide* gleichzeitig in einem ständigen Selbstfinden füreinander öffnen.

Bogdan wurde wieder philosophisch und sagte: „Liebende müssen wie Freunde sein. Keiner sollte im Leben des anderen wie ein Einbrecher wirken. Man kann das zwar auch, und viele machen es so. Der von einem solchen „Einbruch“ überraschte Mensch lässt sich zwar schnell überwinden. Aber wenn er später zu sich kommt, merkt er, dass er mit dem Einbrecher nicht ein Leben lang zusammen sein möchte. Das ist ein Grund für so viele Tragödien im Leben junger Menschen.“

Er machte sich diesen Sachverhalt nicht eigentlich klar, aber er handelte genau danach. Wenn es nur nach ihm gegangen wäre, wäre er wahrscheinlich auch in Ljubicas Leben eingebrochen. Aber sie war doch eine recht sorgfältige Wächterin ihres Herzens, und darum wagte er es nicht, sie mit allen Regungen seiner Liebe zu überrumpeln oder gar zu belästigen. Gestützt auf ihre würdige Haltung konnte er weiter philosophieren:

„Primitive Charaktere spielen sich gerne als *Männer* auf. In Wirklichkeit sind sie erbärmliche Figuren, die nie gelernt haben, auch nur ein wenig über sich selbst zu herrschen. Sie reden sich ein, dass es für einen Mann eine Ehre ist, ein Mädchen mit Gewalt und rücksichtslosem Egoismus für sich zu *erobern*. Sie gleichen den Zerstörern im Kriege, die alles in Trümmer legen und dann behaupten, dass sie *gesiegt* haben. Ein Mann, der seine Frau auf diese Weise *erobert*, darf sich nicht wundern, wenn er hinterher erkennen muss, dass ihre Seele nur noch ein Trümmerfeld ist. Wie arm und leer wird ein solcher Weg für beide, die ihn gehen!“

Sie setzten sich auf einen alten Baumstamm. Der Abend war schon spät geworden, und sie blickten alle paar Minuten auf die Uhr.

„Gib mir noch fünf Minuten“, bat er. Er wusste, dass sie ihm noch fünfhundert Minuten geben würde, wenn es sein könnte. „Es sollen wirklich die letzten fünf Minuten sein“, versicherte er treuherzig. „Es ist doch unser Abschied, unser erster längerer Abschied.“

„Wir werden uns bald wiedersehen“, sagte sie noch einmal, und es war zu merken, dass sie sich damit auch selber trösten wollte.

„Ja, bald. Aber weißt du was, Ljubica?“ „Was?“

„Ist dir eigentlich schon aufgefallen, dass du mich noch nie, wirklich noch kein einziges Mal bei meinem Namen genannt hast? Nur in deinen Briefen hast du es manchmal getan, aber mit deinem Munde hast du noch nie meinen Namen ausgesprochen.“

Ljubica fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Gut, dass es Nacht war und er es nicht sehen konnte. Was sagte er da? Sie habe ihn noch nie bei seinem Namen genannt? Ach, wenn er wüsste, wie oft sie diesen seinen lieben Namen schon genannt hatte! Wenn sie alleine war und sich nach ihm sehnte. Oder wenn sie für ihn betete. Aber vor seinen Ohren hatte sie ihn noch nie genannt. Das stimmte.

„Ich weiß nicht, warum das so ist“, sagte sie nach einer langen Pause. „Es fällt mir so schwer, ich bringe es nicht über meine Lippen, aber ... aber in meinem Herzen ist dein Name tief eingeschrieben. Wenn ich ihn nur leise für mich nenne, oder wenn ich ihn lese oder von jemand höre, dann durchströmt es mich. Ich weiß nicht, warum ich dich noch nie beim Namen nannte, wenn wir beisammen waren.“

„Tue es jetzt, Ljubica! Sage einfach einmal *Bogdan* zu mir. Es ist jetzt sowieso dunkel, und ich kann dich kaum sehen. Wenn du willst, schaue ich sogar weg, damit du ganz unbefangen sein kannst. Ich möchte so gerne hören, wie das ist, wenn dein Mund mich bei meinem Namen nennt.“

Er redete ihr wie einem Kinde zu. Aber sie schwieg und lächelte. Es war ein melancholisches Lächeln.

Er zog ihren Kopf an den seinen und flüsterte ihr ins Ohr: „Sag’s jetzt, Ljubica, sag’s ganz leise, ganz einfach. Wer ist’s, der mit dir redet?“

„Du“, sagte sie schelmisch und lächelte wieder.

Sie standen auf und schmiegten sich aneinander. *„Gott* segne dich, Ljubica“, sagte er ergriffen. „Gott segne dich! Das ist das Letzte und Schönste, was ich dir zum Abschied sagen kann. Es ist der Gruß meiner Liebe, der Wunsch meines Herzens.“

Sie legte zum ersten Mal ihre Arme um seinen Hals und streifte dann mit ihren Händen über die beiden Revers seines Anzugs. Dann sagte sie leise: „Ich danke dir.“ Aber seinen Namen nannte sie nicht.

Das war ihr erster Abschied, bei dem sie beide gleichmäßig den Schmerz der Trennung tief empfanden.

7. Nahe am Ziel der Liebe

Selo lag still und friedlich im matten Sonnenlicht, das den kühlen Herbsttag nur noch um die Mittagszeit ein bisschen warm werden ließ. Es war Sonntag, und die Leute saßen auf einfachen Bänken vor ihren Häusern, um die schon seltenen Spaziergänger zu sehen oder sich von ihnen sehen zu lassen. Ein Sonntagnachmittag auf dem Dorfe ist überall gleich lang und gleich eintönig. Es gibt höchstens für die jungen Leute ein bisschen Abwechslung. Sie gehen ins Kino oder zum Tanz, aber sonst geschieht nichts Besonderes.

Bogdan war schon einige Wochen daheim bei seiner Mutter. Jeder im Dorfe wusste es. Man wusste auch, dass sich Bogdan in der Fremde ganz verändert hatte. Zwar galt er immer schon als Sonderling, aber er war doch bisher nicht so sehr anders als sie. Er war immer noch „ihr“ Bogdan geblieben, auf den sie sogar ein wenig stolz waren. So ist es eben in Selo.

Jetzt soll er einen neuen Glauben angenommen haben, munkelte man.

In der Mala Ruma versammelten sich indessen die Gläubigen wieder im Hause Djordjević. Sie waren nicht mehr nur sieben Personen, sondern über zwanzig. Bogdan saß unter ihnen und freute sich über das Kommen einiger „Neuer“, die er persönlich eingeladen hatte. Der kahlköpfige Schneidermeister Schubić klimperte begeistert auf seiner alten Mandoline, während die anderen sich leise unterhielten und auf den Beginn der Versammlung warteten. Ein alter schnauzbärtiger Bauer, der in der letzten Zeit das Harmonium mit einem Finger spielte, freute sich neidlos darüber, dass er dieses Amt an Bogdan abtreten konnte. Es herrschte eine Stimmung der Freude und des Friedens. Man konnte an den Bericht in der Bibel erinnert werden, wo es heißt, dass die ersten Christen sich untereinander liebten und ein Herz und eine Seele waren.

Dann eröffnete „Onkel“ Mirko, der Prediger aus der Stadt, die Versammlung. Er gab ein Lied an, das man aus nur einfach vervielfältigten Liederheften sang, und blickte ernst in die Runde der Anwesenden. Waren alle echt? Konnte er Gottes Wort ohne Abstriche predigen? Es galt für den Prediger, alles zu vermeiden, was von den Behörden missverstanden werden konnte. Zum Beispiel hatte er Schwierigkeiten, als er einmal über die Wiederkunft Jesu predigte. Man lud ihn vor eine polizeiliche Kommission und legte ihm nahe, so einen „Unsinn“ nie mehr zu predigen. Er solle einfach das predigen, was nicht so dumm wäre, sagten die Beamten.

Hier in Selo kannte ja einer den anderen. Da konnte sich kaum ein Agent einschleichen.

Als er Bogdan sah, erinnerte er sich an Ljubica. Wie treu wollte sie doch ihrem Herrn sein, als sie die Wahl hatte zwischen diesem Manne und der gläubigen Nachfolge. Wie ernst war sie damals, als sie sich durchrang, das Feuer ihrer Liebe zu Bogdan auszulöschen. Die Ljubica! Möge Gott sie segnen, dachte er.

Als nach dem Lied einige Gläubige laut beteten, tat es Bogdan auch. Ganz natürlich und ohne falsche Scheu konnte er beten. Alle, die sein Gebet hörten, sprachen am Ende ein lautes „Amen“. Sie freuten sich, dass Gott diesen einst so stolzen jungen Atheisten mit seiner göttlichen Liebe überwunden hatte.

Freilich, die fromme Einfalt kann manchmal auch gehässig sein. Denn da waren auch solche, die sich über ihn erhaben dünkten und ihn jedes Mal fühlen ließen, dass er „ganz unten bleiben“ müsse, wie sie das nannten. Er merkte wohl, dass diese kleinen Geister selbst nicht ganz unten waren, aber er lächelte versöhnlich und ließ sich ihre gutgemeinte „Erziehung“ gefallen.

Der Prediger sprach mit großem Ernst von der Heiligkeit Gottes, der unter seinem Volke keinerlei Sünde duldet. Beispiele aus dem Alten und Neuen Testament veranschaulichten diese Wahrheit. Während er

sprach, nickte da und dort eine in sich gekehrte Frau. Eine begann während der Predigt zu weinen. Sie hatte kein Taschentuch und rieb sich mit ihrer großen, von der Arbeit gezeichneten Hand die Tränen von den Wangen.

Nach der Predigt sangen sie wieder. Es war ein befreites, sieghaftes Singen, das man aus dem Munde dieser einfachen Leute gar nicht erwartet hätte. Und man merkte es, dass ihnen der Glaube an die Bibel zum Lebensinhalt geworden war.

Bogdan war bei seinen Mitbürgern angesehen und lud seine Bekannten zur Versammlung ein. Dort legte er häufig das Wort der Bibel selbst aus, weil der Prediger nur einmal im Monat kam. Es war durchaus nicht so, wie seine Mutter behauptete, dass er von allen in Selo verachtet wurde.

Wenn er alleine daheim war, dachte er nur an Ljubica und schrieb ihr.

Heute regnete es. Er holte aus der Schublade eine Kassette aus Kastanienholz hervor, in der er alle Briefe und die Bilder aufbewahrte, die er von Ljubica bekommen hatte.

Er stellte eines davon vor sich hin und schaute es lange an. Dann griff er nach den Briefen, die er zusammengebündelt hatte, und begann zu lesen. Er las im Flüstertone, als wollte er ihre Stimme in den stillen Raum rufen, und während er die Worte aussprach, die sie aus ihrem Herzen mit ihrer Handschrift geformt hatte, erhob sich die einsame Welt, die ihn umgab, in eine höhere Dimension.

Er sah sich im Geiste an ihrer Seite, ging mit ihr auf den Wegen wie damals und erlebte auf diese Weise alles Glück noch einmal nach. Die Welt öffnete sich weit vor seinem inneren Auge, und er spürte eine zunehmende Kraft in sich, mutig und zielbewusst mit Ljubica über diese Erde zu gehen als einer, der um seine ewige Geborgenheit wusste.

Stunden vergingen beim Lesen ihrer Briefe. Seine Seele lebte sich in ihre Seele hinein und wurde so still, als wäre sie aus einer fremden

Feme heimgekehrt und bei Ljubica völlig zur Ruhe gekommen. Dann blieb sein Blick an ihrem Bilde hängen. Aus ihren Augen strahlte ein ruhiges Feuer, ohne die lockenden, sinnlichen Flammen. Ihr Mund lächelte ihn voller Bejahung seiner Liebe an.

Er drückte ihr Bild an sein Herz. Es kam ihm plötzlich vor, als habe er dort in seiner Brust ein großes Loch, einen weiten Raum, der sich mit dem kleinen Bild nicht ausfüllen ließ. Es drängte ihn zum Schreiben. Er musste jetzt einen Ausdruck für das finden, was wie eine reife Frucht in ihm war und danach verlangte, geerntet zu werden. Und so schrieb er in müheloser Fertigkeit die Zeilen zu einem Gedicht.

Wie schön bist Du! Dein liebes Antlitz ist
So wie ein Werk geübter Künstlerhände.
Ich möchte Dich betrachten ohne Ende,
Bis Du ganz tief in meinem Herzen bist.

Frag nicht, was mir so gut an Dir gefällt,
Ich könnte es mit Worten doch nicht sagen.
Ich will Dich nur auf ewig in mir tragen
Und wünsche mir sonst nichts in dieser Welt.

Du hast Dich meinem Auge still verklärt.
Mir ist es so, als könnt’ ich in Dich sehen.
Ich kann Dein Lächeln, Deinen Blick verstehen
Und bin so froh, dass mir Dein Herz gehört.

Der Uhrzeiger war schon lange über die Mitternachtsstunde gerückt. Bogdan trat ans Fenster, öffnete es und blickte zum Himmel hinauf. Helle Wolken glitten wie Schiffe ruhig über das Firmament. Es war ihm so zumute, als stünde er, der Mensch, im Zentrum der nächtlichen Szene. So, als habe sich der Himmel über das kleine Dorf gewölbt, um

einen Menschen zu sehen und zu grüßen, der im Feuer einer schöpferischen Liebe selber etwas von der Majestät und Wunderart der Sterne an sich gezogen hatte. Ein Mensch, der wirklich liebt, ist auch für den Himmel ein seltenes Schauspiel ...

Ljubica hatte geschrieben, dass sie über Weihnachten nach Hause komme. Er freute sich sehr und sehnte den Tag ihrer Ankunft herbei. Er hatte ihr bereits eine passende Zugverbindung mitgeteilt und malte sich schon tagelang im Voraus das Glück ihres Wiedersehens in tausend schönen Bildern aus.

Noch wusste niemand im Dorfe, dass sie sich liebten. Das alte Gerede über sie war längst verstummt. Da sie beide lange nicht mehr in Selo lebten, war alles vergessen. Bogdans Mutter hatte mit niemand darüber gesprochen. Ljubicas Eltern mochten zwar ahnen, dass zwischen Bogdan und ihr eine heimliche Verbindung bestand, aber es war noch nichts ausgesprochen. Darum einigte er sich mit ihr, dass sie sich nicht öffentlich, sondern geheim begrüßen wollten.

Als der Tag gekommen war, an welchem sie nach Hause kommen sollte, fuhr Bogdan ihr bis zur nächsten Station entgegen. Sein Zug war eher dort als der ihre. Er wartete in glückseliger Erregung auf ihr Kommen. Mit etwas Verspätung traf der Zug ein.

Er stand in einem kleinen Waldstück, das sich bis an den Bahndamm hinzog, und beobachtete die aussteigenden Fahrgäste. Dort hinten kam sie endlich, Ljubica, seine Ljubica!

Sie trug einen neuen Mantel und fast kniehohe Lederstiefel, die sie fabelhaft kleideten. Sie wirkte auf ihn wie eine Königin. Dass sie ihn liebte, war ihm zu wunderbar, und dass er sie in wenigen Augenblicken umarmen durfte, versetzte ihn in atemlose Spannung.

Sie kam durch die Sperre und sah ihn hinter einem Baum hervorwinken. Er hatte sich vor den Augen allzu neugieriger Beobachter versteckt. Das verstand sie. Darum wartete sie, bis die Leute verschwunden waren, und kam dann mit einer schweren Reisetasche auf ihn zu.

Er trat aus seinem Versteck hervor, nahm seinen Hut ab und ging ihr mit großen Schritten entgegen. „Ljubica“, sagte er nur und nahm ihr das Gepäck ab. Dann reichten sie sich die Hände und gingen auf dem schmalen Pfad in den kleinen Wald hinein. Er schloss sie in seine Arme und zog sie fest und innig an sein Herz.

„Ljubica“, sagte er wieder und wieder mit bewegter Stimme. „Hab ich dich endlich wieder, mein liebstes Mädchen, meine Braut, meine Schwester ...“

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter, als wollte sie nach einer langen, einsamen Wanderung nichts anderes mehr, als sich ein wenig ausruhen. Er spürte es, dass sie sich ganz auf ihn lehnte, dass sie sich in seine Arme fallen ließ, so rückhaltlos, so völlig, so ganz hingegeben, wie sie sich ihm in ihrer Liebe nur hingeben konnte.

Und sie sagte wieder kein einziges Wort. Sie sah ihn nur dankbar an und lächelte. Es sah für einen Moment so aus, als wollte sie ihn beim Namen nennen. Aber sie schwieg und strich ihm nur mit einer Hand zärtlich über die Schulter. Dann blickten sie beide dankbar zum Himmel empor, mit gefalteten Händen.

Sie gingen im Walde auf und ab. Nebel hatte sich herabgesenkt, feuchte vergilbte Blätter fielen zur Erde.

Bogdan versteckte die schwere Reisetasche hinter einem Busch. Er wirkte dabei wie ein Junge beim Indianerspielen.

Sie schaute ihm wohlgefällig zu und freute sich an seiner guten Erscheinung. So hatte sie sich ihren Mann immer vorgestellt. Wie gut war Gott, dass er ihr diesen Mann schenkte, und dass er ihn wieder gesund werden ließ.

Der Gedanke an ihr gemeinsames Glück trieb ihr Tränen der Freude in die Augen.

Die Zeit bis zum nächsten Zug nach Selo verging wie im Nu. Das Erzählertalent Bogdans ließ keine Langeweile und keine Pause aufkommen. Seine Phantasie war wieder einmal unerschöpflich, und seine

Vorstellungen von ihrem gemeinsamen Leben waren ernst und heiter zugleich. Er machte ihr allerlei schöne Versprechungen, schilderte ihren künftigen Alltag, in den sie gemeinsam so viel Licht und Freude hineintragen wollten wie nur möglich. Ganz beiläufig fragte er, ob sie mit ihm einmal tanzen würde.

Sie stand vergnügt neben ihm, schlank und schön gewachsen. Er stellte sich vor, wie es mit ihr aussähe, wenn sie nicht so bewahrt aufgewachsen wäre. Ein solches Mädchen hätte sicher viele Verehrer. Sie würde bestimmt eine gute Tänzerin sein.

„Tanzen?“ fragte sie amüsiert. „Ich kann doch nicht tanzen.“ Er war froh, dass sie nicht tanzen konnte. Kein Mann hatte je einen Arm um sie geschlungen – nur er, Bogdan Davidović. Wie schön war das für ihn, wie ungetrübt konnte seine Liebe bleiben. Gab es etwas Schöneres für einen Mann, als ein solches Geschenk reiner Liebe? Aber der Schelm in ihr überraschte ihn unerwartet.

„Ich werde gerne einmal mit dir tanzen“, sagte sie. „Wenn wir verheiratet sind, dann tanzen wir miteinander. Wir zwei ganz alleine.“ Er wäre zwar nach seinen früheren Erfahrungen nie wieder auf einen Tanzboden zu bringen gewesen. Aber mit Ljubica, die dann seine geliebte Frau sein würde, wollte er gerne tanzen. Mit ihr wäre er am liebsten irgendwohin geflogen, in eine andere Welt, für immer vereint, für immer als Mann und Frau verbunden.

Sie mussten sich wieder trennen. In ihrem Elternhause, wo Bogdan als Mitglied der christlichen Versammlung ein und aus ging, wollten sie sich wiedersehen. Noch sollte niemand wissen, dass sie sich liebten, denn sie sahen auch noch keinen Weg, sich schon jetzt zu verloben. Zuerst musste Bogdan wieder einen Beruf und eine Zukunft vor sich haben.

Als der Zug mit Ljubica schon lange im Nebel verschwunden war, ging Bogdan langsam den Weg zurück. Unter seinen Schritten raschel-

te das dürre Laub, und er hatte in seinen beiden Armen immer noch das Gefühl, dass Ljubica ganz nahe bei ihm war.

Als ihn der nächste Zug nach Selo brachte, war es schon dunkel. Es begann zum ersten Mal in diesem Jahr zu schneien. Die Straßen wurden weiß. In den Schaufenstern sah man keine Weihnachtsdekoration, nur ein paar klobige Spielsachen minderwertiger Qualität. Es war einfach nicht mehr das Weihnachten von früher, als es abends bei Kerzenlicht so aussah, als wäre der ganze Himmel mit Engeln erfüllt, von denen sich einige auf die Erde herabließen und da und dort erschienen. Kinderland, verklärte Erinnerung ...

Aber die kleinen, daunenweichen Schneeflocken sahen im Licht der Straßenbeleuchtung immer noch so zauberhaft aus wie früher. Er wünschte jetzt, dass er einmal mit Ljubica so durch den frischen Schnee spazieren könnte, unter den Lampen oder im Mondlicht.

Daheim angekommen, hielt er einen Augenblick inne, ehe er ins Haus trat. Sollte er der Mutter sagen, wo er war?

Aber die Mutter fragte nicht. Sie war wohl der Meinung, dass er in der Mala Ruma gewesen war. Mit der Zeit hatte sie sich damit abgefunden, dass er dort sein zweites Zuhause hatte.

Ljubica war indessen auch daheim angekommen und wurde von ihren Eltern nach kurzer, herzlicher Begrüßung

bald wieder allein gelassen. Sie hatten viel zu tun, wie immer, und konnten sich höchstens am Sonntag eine kleine Entspannung leisten. Aber das war ja ganz natürlich so.

Ljubica machte sich zuerst mit ihrem Gepäck zu schaffen und sah sich in ihrem kleinen Zimmer um. Bogdan hatte ihr erzählt, dass er einmal in ihrem Bett geschlafen habe. Sie merkte, dass er das Kreuz über dem Kopfende richtig befestigt hatte, das vorher nur lose an der Wand hing. Hinter dem Glas eines Schränkchens entdeckte sie die holzgeschnitzte Madonna wieder, die er ihr einmal geschenkt hatte. Und die Bilderalben hatte er auch durchgesehen. Sie merkte es gleich.

Er gestand ihr einmal, dass er einige Bilder an sich genommen hatte, auf denen sie besonders gut aussah. Der Schmeichler! Sie kam sich alles andere als gut aussehend vor. Sie war doch nur ein ganz einfaches Mädchen. Was der liebe Bogdan bloß aus ihr machte ...

Sie setzte sich an den Bettrand und dachte daran, dass er in ihrem Bett geschlafen hatte. Er in ihrem Bett! Dann legte sie ihre Wange auf das Kissen und sagte leise: „Du Liebster, du Liebster ...“

Morgen wollte er kommen. Ihr Herz schlug höher, wenn sie daran dachte. Morgen wird er kommen, das ist ja nicht lange. Sie rechnete nach, wie viele Stunden es noch dauerte. „Das ist bald, Liebster, bald ...“, flüsterte sie vor sich hin und ordnete ein paar herausgefallene Bilder in ein Album.

Dann ging sie in die Küche und bereitete das Abendessen vor. Ihre Mutter kam müde herein. Sie freute sich darüber, dass Ljubica nach so langer Zeit wieder einmal zu Hause war. Zwar gehörte sie nicht zu den Frauen, die sich in übertriebener Mütterlichkeit um ihre Kinder abmühen, aber sie hatte ihre Tochter doch auch am liebsten bei sich. Beim Händewaschen sagte sie unvermittelt: „Du wirst noch eine Überraschung erleben.“

„Eine Überraschung?“ fragte Ljubica neugierig.

„Ja, denk nur einmal, der Lazo will uns über Weihnachten besuchen.“

„Lazo? Was will denn der hier?“ fragte sie enttäuscht. „Was der will? Ich weiß es nicht, mein Kind. Vielleicht will er dich.“

„Mich?“ entfuhr es ihr. „Wie kommt er denn dazu?“ Die Mutter merkte, dass ihre Tochter voller Ablehnung war. So kannte sie sie gar nicht. Hatte sich Ljubica so verändert? Ja, wenn die Kinder erst einmal in der Fremde waren, dann muss man wieder ganz von vorne mit der Erziehung beginnen, dachte sie.

„Ich will es dir offen sagen. Er hat Vater schon vor einem halben Jahr um deine Hand gebeten. Wir sagten, dass wir dich erst fragen

wollen und luden ihn ein, uns zu besuchen, wenn du hier bist. Jetzt kommt er eben. Er will dich heiraten, hat er gesagt.“

„Nein!“ rief Ljubica und versuchte zu lachen. „Da hat er sich aber getäuscht.“

Die Mutter wunderte sich wieder über ihre Tochter. „Sag doch nicht gleich nein. Der Lazo ist ein guter Mann. Du kennst ihn doch auch schon lange genug.“

Ja, sie kannte ihn. Er war ein ganz netter Mensch, ein charaktervoller Mann, den sie immer achtete. In den letzten Jahren war er auf dem Predigerseminar. Er war ein ernster Christ. Das ließ sie alles gerne gelten. Aber ihn heiraten? Nein, niemals!

„Mutter, ich kann mich auf Lazos Besuch wirklich nicht freuen. Wenn er wegen mir kommt, möchte ich am liebsten wieder wegfahren.“

„Kind, was redest du für dummes Zeug“, lenkte die Mutter gütig ein. „Lass ihn doch kommen. Wenn er dir durchaus nicht zusagt, kannst du ja immer noch nein sagen. Aber warum sollte er dir nicht gefallen? Der hat sich gut herausgemacht. Sieht aus wie ein echter Prediger. Er braucht eben eine Frau, die zu ihm passt. Du kannst Klavier spielen, du

singst schön, du bist jetzt bald eine ausgelernte Krankenschwester ... was willst du mehr als einen solchen Mann? Du könntest ihm sicher eine gute Stütze sein.“

„Nein, das kann ich nicht“, widersprach Ljubica heftig. „Ich kann nicht einen Mann heiraten, für den ich nichts empfinde.“

„Man muss nichts Besonderes für einen Mann empfinden. Die Hauptsache ist, dass der Mann etwas für dich empfindet. Das andere findet sich schon. Als ich den Papa heiratete, kannte ich ihn kaum. Und nun sind wir schon über zwanzig Jahre verheiratet ... Du musst nicht denken, dass ein Mädchen viel empfinden muss.“

Klang aus den Worten der Mutter nicht eine verborgene Resignation? Hat sie wirklich den Mann geliebt, mit dem sie so lange verheira-

tet war? Wusste die Mutter etwas von Liebe, oder war sie einfach an einen Mann „gegeben“ worden, ohne sich von Herzen für ihn entscheiden zu können?

Aber so könnte sie niemals handeln. Niemals könnte sie einen Mann heiraten, den sie nicht liebte. Niemals einen anderen Mann als den einen, den sie von ganzem Herzen liebgewonnen hatte: Bogdan.

„Nein“, sagte sie noch einmal entschlossen, und ihre Stimme blieb im Raum stehen wie der Schall eines Gongs.

Die Mutter ließ sie zunächst in Ruhe und drang nicht weiter in sie. Während sie sich am Tisch zu schaffen machte, kam auch der Vater herein. Er war guter Laune, lachte vergnügt und freute sich an seiner Tochter, von der er konstatierte, dass sie eine richtige junge Dame geworden sei.

Dann musste sie erzählen, wie es ihr erging, ob sie gutes Essen bekam, ob sie nicht zu angestrengt arbeiten musste und so weiter. Sie hoffte im Stillen, dass die Eltern auch nach Bogdan fragen würden. Er war doch eine lange Zeit mit ihr in der Klinik beisammen. Aber daran dachten sie jetzt nicht – oder wollten sie nicht daran denken?

Sie setzten sich zum Abendessen nieder und unterhielten sich über die Leute in Selo.

„Macht man dem Bogdan eigentlich Schwierigkeiten, seitdem er sich bekehrt hat?“ fragte Ljubica vorsichtig.

„Nun ja, der Farkasch hat es ihm sehr übelgenommen. Aber sonst kann er sich schon noch sehen lassen.“

Wieder wurde nichts weiter über ihn gesagt. Merkwürdig.

Dachten die Eltern wirklich nicht daran, dass sie ihn lieben könnte? Oder wollten sie es nicht haben und vermieden deshalb jedes Gespräch über ihn?

Am nächsten Nachmittag kam Bogdan. Ljubica stand lange am Fenster und wartete auf ihn. Als er ihre Eltern im Flur des Hauses

flüchtig begrüßte, die wie immer viel zu tun hatten, kam sie heraus und reichte ihm auch die Hand.

Die Eltern benahmen sich so ahnungslos, dass man annehmen konnte, sie dachten wirklich nicht an eine Liebe zwischen Bogdan und ihr.

Was sollte nun werden? Konnte er einfach bei ihr bleiben, auch wenn die Eltern draußen zu tun hatten? Sonst konnte er sich nach Belieben im Wohnzimmer aufhalten, aber heute? Konnte er mit Ljubica allein in der Wohnung sein? Noch ehe er fragen konnte, wies ihn der Vater nach alter Gewohnheit ins Zimmer und sagte noch im Hinausgehen, dass sie sich ja ein bisschen miteinander unterhalten könnten, die Ljubica und er.

Das taten sie dann auch. Es war ihnen klar geworden, dass sie mit den Eltern reden mussten. Sie erzählte ihm in aller Eile, dass Lazo kommen wird. Bogdan kannte ihn von gelegentlichen Besuchen und wusste, dass er ein ernster, gläubiger Bruder war, und er schätzte ihn aufrichtig. Aber dass er seine Ljubica haben wollte ...

Er wurde unruhig. Statt auf ihre vielsagenden Blicke zu achten, begann er, ihr allerlei selbstquälerische Vorschläge zu machen. Vielleicht sei es tatsächlich Gottes Weg mit ihr, sagte er in herbem Schmerz. Vielleicht würde er doch nie ganz gesund werden. Vielleicht müsste er sich sofort zurückziehen, damit sie sich ohne seinen Einfluss für Lazo entscheiden könnte.

Sie lächelte zuerst heiter, dann traurig. Kannte er sie so wenig? Sollte sie jemals einen anderen Mann als ihn lieben können? Hatte nicht er sie liebevoll und behutsam in diese herrliche Welt der jungen Liebe geführt? Würde er sie nun irgendwo stehenlassen, damit sie ein anderer weiterführe? Oder würde er sie nun ganz allein den Weg zurückgehen lassen, auf dem er sie bisher so selbstlos und ritterlich begleitet hatte?

Er sah, dass sie betrübt war. „Vergib mir, Ljubica, wenn ich dich betrübt habe. Du weißt, dass ich dich keinem anderen wirklich gönne. Ich würde ohne dich nicht mehr leben mögen. Du bist für mich die einzige Frau, die einzige Liebe. Aber ich bin doch immer noch nicht ganz gesund. Ich habe immer noch keine sichere Existenz. Darf ich dich unter diesen Umständen an mich binden?“

„Ich kann dich verstehen. Ich denke auch manchmal an das alles. Aber ich kann trotzdem keinen anderen lieben. Wenn ich mir vorstelle, dass ich einmal einem anderen gehören sollte, muss ich weinen.“

„Du bist sehr lieb zu mir, Ljubica. Ich danke dir immer wieder für deine Liebe. Du weißt, was sie mir bedeutet.“ Er nahm ihre beiden Hände und umschloss sie mit den seinen. So saßen sie still da und dachten an ihr ungelöstes Schicksal. Was wird es ihnen noch bringen? Was hatte Gott mit ihnen vor? Er wusste doch um ihre Liebe, und wie sehr sie eins ans andere gebunden waren.

Draußen ging die Tür. Sie ließen ihre Hände los und setzten sich schnell auf zwei getrennte Stühle. Der Vater trat ein und rieb sich die Hände. Es war schon kalt auf dem Hof.

„Nun, ihr zwei ...“, sagte er wohlwollend und setzte sich zu ihnen. Ahnte er doch richtig, wie es zwischen ihnen war? Sie wünschten beide, dass er sie fragen würde. Aber er sprach wieder nur von nebensächlichen Dingen.

Vater Djordjević stand bald wieder auf und ging pfeifend hinaus. Er ließ die jungen Leute allein. Aber Bogdan empfand, dass es nicht schicklich war, wenn er noch länger mit Ljubica alleine in der Wohnung blieb und ging ebenfalls hinaus auf den Hof. Vorher umarmte er sie und flüsterte ihr zu, dass er sie herzlich liebe. Sie strich ihm wohlwollend mit der Hand über die Wange.

Er kam dann nach einer halben Stunde nur noch, um sich von ihr zu verabschieden. Die Mutter war dabei und reichte ihm freundlich die Hand; sehr freundlich, wie es der Ljubica schien. Nach seinem Wegge-

hen erhoffte sie sich ein Gespräch mit der Mutter. Die Gelegenheit war so günstig. Sie wollte fragen: „Mutter, wie gefällt dir Bogdan?“ Aber sie brachte es nicht über die Lippen.

Der ganze Abend verging, und es bot sich keine Gelegenheit für ein Gespräch. Die Eltern waren gut zu ihr, aber entweder waren sie nach altem Brauch entschlossen, sie einfach an Lazo zu verheiraten, oder sie trauten ihr überhaupt noch nicht die Reife für eine Ehe zu. Was mochten sie sich denken?

Später lag sie lange in ihrem Bett und weinte. Ach, wenn ihre Eltern doch einmal fragen würden, ob sie schon ans Heiraten dachte. Sie konnten doch nicht einfach den Lazo kommen lassen und sich im Übrigen gar nicht um sie kümmern. Machen sich Eltern über das Seelenleben ihrer jungen Töchter keine Gedanken?

Es waren nur noch wenige Tage bis Weihnachten. Vater Djordjević war mit dem alten, gutmütigen Schneidermeister und mit Bogdan zur Opschtina (Bürgermeisterei) gegangen, wo sie sich mit dem Bürgermeister über die Benutzung der alten evangelischen Kirche, die seit Kriegsende unbenutzt dastand, einigen konnten. Sie bekamen die Schlüssel ausgehändigt und konnten ihre Gottesdienste künftig dort abhalten. Dankbar drückten sie dem Bürgermeister die Hand, der ihnen wohlwollend zulächelte und bescheiden sagte: „Das liegt ja nicht an mir. Ich konnte es nur tun, weil ein entsprechendes Gesetz vorliegt.“

Die Brüder beschlossen, dass sie noch vor Weihnachten alles renovieren und dann in die Kirche einziehen wollten. Das gab ein Aufsehen in Selo! Während sie emsig hämmerten, Fenster verglasten, Kalk und Farbe verstrichen und den halb zerfallenen Ofen reparierten, schauten immer wieder Passanten von der Straße zur Kirchentür herein und fragten neugierig, was das werden sollte. Einige waren ernst und nachdenklich dabei, andere machten Witze, wieder andere drohten verärgert gegen „die ganze fromme Brut“.

Ljubica hatte den ganzen Tag zu tun. Sie putzte und schrubbte in allen Ecken, rieb die vom Grünspan überzogenen, altmodisch verzierten Messingklinken an den Türen blank und klopfte den löcherigen Altarteppich aus, der zerknüllt hinter der Kanzel gelegen hatte.

Am Abend des „Badnji dan“ wurden sie nur mit Mühe fertig. Als die Glocke der orthodoxen Kirche zum Gottesdienst läutete und die ersten Kirchgänger bereits auf die Straße traten, eilten sie mit ihren Eimern und Besen schnell nach Hause. Sie wollten an diesem Tag niemand einen Anstoß geben. Zwar waren die Weihnachtsfeiertage von Staats wegen gewöhnliche Arbeitstage, aber sie nahmen Rücksicht auf die religiösen Gefühle ihrer Nachbarn.

Bogdan schob sein vollbepacktes Fahrrad neben Ljubica her. Sie waren beide unbeschreiblich glücklich. Er erzählte ihr gerade, dass er vor zwei Jahren beim Läuten der Kirchenglocken große Sehnsucht nach ihr gehabt und sogar mit einer Pralinenschachtel unterm Arm zur Kirche gegangen war, um sie zu treffen. Sie empfand seine damalige Enttäuschung noch nachträglich mit und berührte im Gehen seine Hand. Jetzt war ja alles anders ... In der Mala Ruma verabschiedeten sie sich bis zum nächsten Tag.

Als Ljubica nach Hause kam, war Lazo schon angekommen. Er begrüßte sie sehr höflich, sah sie mit großen, strahlenden Augen an und benahm sich so siegesbewusst, dass sie sich darüber ärgerte. Sie ging ihm auch prompt aus dem Weg.

Nach dem Abendessen war sie mit ihm alleine. Ihre Eltern hatten es wohl so eingerichtet. Sie war entschlossen, ihm gleich von vornherein zu sagen, dass sie nichts für ihn empfand. Er fiel auch gleich mit der Tür ins Haus und fragte gar nicht erst, ob sie ihn kennenlernen möchte, sondern er stellte die Sache so hin, als habe *Gott* schon alles geregelt.

„Ich habe die innere Gewissheit, dass wir füreinander bestimmt sind“, begann er in feierlichem, ernstem Ton. „Wir gehören zusammen.“

Sie versuchte, ihn von dieser Idee abzubringen und lachte zunächst nur über seine Behauptung. Er aber blieb todernst und wiederholte seine Überzeugung, dass sie zusammengehörten.

„Aber da müssen zwei sich doch lieben“, sagte sie betont. „Ich liebe dich schon lange, entgegnete er so überzeugend, dass sie spürte, wie sehr ernst er es meinte. „ Wir kennen uns doch schon so gut ...“

„Gut? Wir kennen uns eigentlich gar nicht. Außer ein paarmal bei einer Glaubenskonferenz haben wir uns noch nicht gesehen.“

„Das stimmt. Aber seit ich dich sah, habe ich gewusst, dass du meine Frau wirst.“

Lazo war ein nüchterner junger Mann. Er wirkte sonst nicht überspannt oder irgendwie verbogen. Aber in diesem Falle hatte er sich doch in eine Idee verrannt, die er mit dem Schein *göttlicher* Führung umgab, ohne es zu merken.

Ljubica wurde ernster. Sie musste ihm aus dieser falschen Vorstellung heraushelfen. Denn nichts ist gefährlicher, als wenn ein Mensch seine eigenen Wünsche und Gedanken mit einer Art göttlicher Unfehlbarkeit umgibt.

„Das kann nicht sein“, sagte sie. „Wie solltest du wissen, dass ich deine Frau werden soll und nicht auch ich, dass du mein Mann werden sollst?“ Sie hielt das goldene Kreuz, das sie immer um ihren Hals trug, fest in ihrer Hand und berührte es mit ihren Lippen.

„Es genügt wahrscheinlich, wenn der *Mann* es sicher weiß“, sagte er unsicher.

„Nein, du. Sei mir bitte nicht böse. Ich habe nichts gegen dich, und als Mensch werde ich dich immer schätzen. Aber deine Frau kann ich nicht werden.“ Sie sagte es so entschieden, dass er aufhorchte.

„Warum *kannst* du es nicht?“ fragte er. „Ist ein anderer ... bist du nicht mehr frei ... liebst du einen anderen?“

„Ja“, sagte sie kurz. Die Situation wurde peinlich für beide. Lazo begriff auf Anhieb. Er blickte sie verständnisvoll an.

„Das ist natürlich etwas anderes“, sagte er schwer.

Sie blickte ihn ebenso verständnisvoll an und ging mit einer Entschuldigung an eine wichtige Hausarbeit. Lazo saß allein im Zimmer und war verwirrt. In diesem Zustand traf Vater Djordjević ihn auch an, aber er fragte nichts.

Ljubica versuchte den ganzen Abend, einem Zusammensein mit Lazo auszuweichen. Nach dem Abendessen sangen sie zu viert einige Lieder. Dass es für die meisten Menschen im Dorf „Badnij dan“, das heißt Heiliger Abend, war, wirkte sich hier im Hause kaum aus. Im Übrigen feiern die Serben ihr Weihnachtsfest sowieso um zwei Wochen später als die katholischen und evangelischen Christen. Bei denen **war** heute der „Dreikönigstag“. Es lohnte sich gar nicht, irgendeinen Tag als den Geburtstag des Herrn Jesu besonders zu feiern. Aber weil morgen dem serbischen Kalender nach Weihnachten war, nutzten sie die Gelegenheit zu einem Gottesdienst. Sogar zu einem besonderen Einweihungsgottesdienst in der alten evangelischen Kirche, die ihnen für ihre Versammlungen überlassen worden war.

Sie unterhielten sich auch mit Lazo darüber, der an diesem Abend so gar nicht recht warm werden wollte. Der Vater ahnte, dass Ljubica schon mit ihm gesprochen und nein gesagt hatte, und bemühte sich, dem enttäuschten jungen Glaubensbruder unauffällig über den Schmerz hinwegzuhelfen. Wenn auch im Leben nicht immer alles so nach Wunsch komme, man dürfe still auf Gott vertrauen. Was zuerst nach lauter Unglück aussehe, könne sich später als Glück erweisen, philosophierte er nach Bauernart.

Lazo war zwar traurig, aber er benahm sich männlich. Mit Ljubica wagte er kaum ein Wort zu reden, weil er nicht sicher war, ob ihm ein unbefangener Ton gelingen würde. Ab und zu sah er sie verstohlen an und spürte einen bohrenden Schmerz in seiner Brust. Wen mochte sie lieben? Warum hatte er so lange mit seiner Liebeserklärung gewartet? Nur still bleiben, dachte er. Nur nicht aufgeben. Vielleicht ändert sich

alles noch einmal. Er entschloss sich neu, auf sie zu warten. Es war ihm doch so klar, dass Ljubica einmal seine Frau würde.

Bei der Abendandacht schlug die Mutter vor, dass Ljubica. ein Lied singen solle. Ach, ihr war nicht zum Singen zumute. Aber sie stand auf und blätterte im Liederbuch.

„Du kannst sie doch begleiten, Lazo. Du spielst doch so gut auf dem Harmonium“, sagte die Mutter und zwinkerte ihm zu.

„Eigentlich spiele ich Klavier“, murmelte er, stand aber auf und trat ans Harmonium. Ljubica reichte ihm das Liederbuch und deutete auf das Lied, das sie singen wollte.

Es war das Lieblingslied Bogdans, das im Laufe der Zeit zu einer Art Losung ihrer geheimen Liebe geworden war. Der sakrale Text war so, dass man manche Stellen auch auf die Liebe zwischen ihr und ihm deuten konnte.

Lazo spielte, und sie sang. Die Mutter legte ihre Hände in den Schoß und schaute die jungen Leute zufrieden an. Wie gut sie zusammenpassten ... Ljubica war ein schönes Mädchen, wahrhaftig, eine liebliche Rose. Und Lazo war so männlich und so entschieden im Glauben. Sie faltete die Hände und hörte mit geschlossenen Augen zu. Betete sie, dass die beiden sich finden möchten? Ljubica sang ihr Lied zu Ende und versuchte, so unbefangen wie möglich zu bleiben. Lazo war ja immerhin ihr Glaubensbruder. Sollte es da nicht einen Weg zu einer Kameradschaft geben? Aber sobald sie auch nur ein wenig auf ihn einging, merkte sie gleich, dass er sich Hoffnungen machte.

Sobald sie konnte, ging Ljubica zu Bett. Sie sagte schnell „Gute Nacht“ und verschwand. Ihre Eltern merkten nun ganz deutlich, dass Lazo nichts zu hoffen hatte. Die Mutter blickte den Vater fragend an, aber er zuckte nur mit den Schultern und sagte nichts. Dafür drückte er seinem jungen Bruder Lazo, der ihm als Schwiegersohn durchaus nicht unangenehm wäre, versöhnlich die Hand. Dieser blieb dann als Gast im Wohnzimmer zurück, wo er auf einer Couch übernachten soll-

te. Großen Komfort konnte man einem Gast nicht bieten. Man lebte noch bescheiden in Selo.

Ljubica schloss sich in ihr Zimmer ein und schrieb einen Brief an Bogdan. Sie war innerlich zerfahren wie ein armes, aufgescheuchtes Reh und flüchtete nun zu dem einen, den sie liebte. Ihm konnte sie ihr Herz öffnen und ihm sagen, wie unangenehm es ihr im Grunde war, dass sie Lazo treffen musste. Doch konnte sie ja nichts dafür. Ach, alles in ihr verlangte jetzt nach dem geliebten Freund. Sie war ja sein, und einen anderen konnte sie nicht mehr lieben ...

Sie wollte den Brief am nächsten Tag Bogdan in die Hand oder ins Gesangbuch stecken. Er musste es wissen, dass sie zu Lazo nein gesagt hatte. Denn sie wusste, dass er sich so schnell schwere Gedanken machte; der Gute, der Beste, der Einzige ... Sie legte ihm noch ein schönes Spruchkärtchen in den Brief und verschloss ihn unendlich zärtlich und langsam. Dann legte sie sich nieder, löschte die Kerze aus und träumte sich glückselig in seine Arme hinein.

Er lag indessen auch noch wach und grübelte vergeblich darüber nach, wie er sie am nächsten Tag alleine treffen könnte. Er liebte sie doch so innig. Es war ihm eine Qual, dass er sie nach außen hin immer noch so gleichgültig behandeln musste. War das nötig? Er war bereit, es allen im Dorfe zu sagen, dass er Ljubica liebte! Allen im Dorfe? Nein, aller *Welt* wollte er es sagen und den Engeln im Himmel! Aber die wussten es vermutlich sowieso schon lange ...

Bogdan fasste den Plan, Ljubica am zweiten Feiertag zu sich nach Hause einzuladen. Sie war noch nie bei ihnen zu Besuch gewesen. Er wollte ihr so gerne sein Zimmer zeigen, seine Gedichte und den Garten, der zwar in winterlicher Schmucklosigkeit dalag, aber doch „sein“ Garten war, den er für sie angelegt hatte.

Als Bogdan am nächsten Morgen aufstand, war die Mutter schon zur Kirche gegangen. Er trat ans Fenster. Auf der Fensterbank stand nach Art der serbischen Tradition grünender Weizen in einer Schale. Er

öffnete einen Spalt breit. Die kalte Luft drang dampfend in den warmen Raum ein und mit· ihr der Klang der Kirchenglocken. Ihr Läuten war wieder so friedlich wie am Heiligen Abend vor zwei Jahren.

Beim Mittagessen erzählte er der Mutter, dass er sich mit Ljubica verloben möchte. Sie hörte schweigend zu. Bereitwilliger als sonst. Bogdan freute sich darüber und fasste sich ein Herz, nun auch zu fragen, ob er sie für den nächsten Tag einladen dürfe. Ob die Mutter so gut wäre und ein bisschen Kuchen backen würde? Sie lächelte. Dann sagte sie: „Wir haben doch genügend Kuchen da."

Also war sie einverstanden? Ja, sie war einverstanden.

Er wunderte sich darüber, obwohl er doch nichts sehnlicher wünschte, als dass seine Mutter die Ljubica einmal in ihr Haus aufnehmen würde.

Am Abend des ersten Weihnachtstages war der Einweihungsgottesdienst in der alten Evangelischen Kirche. Das Ereignis hatte sich im ganzen Dorf herumgesprochen.

Sogar der Genosse Farkasch hielt es für eine Ehre, an der großmütigen Entscheidung mitgewirkt zu haben, durch welche die sonst unbenutzte Kirche wieder „einer sinnvollen Bestimmung zugeführt wurde". Er verstand es, für seine Partei einen propagandistischen Vorteil daraus zu machen. Hier konnten es auch die rückständigsten Bauern sehen, dass das neue System nicht gegen die Religion war.

Jedenfalls konnte sich die kleine Gemeinde ungestört zu ihrem ersten öffentlichen Gottesdienst versammeln. Und es kamen neugierige Dorfleute in die Kirche. Sie wollten einmal mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören, was das für eine neue Religion war, die von den Leuten aus der Mala Ruma so ernst genommen wurde.

Außer dem Prediger Mirko war keiner von den Männern der kleinen Christengemeinde der öffentlichen Situation gewachsen. Sie steckten die Köpfe zusammen und wollten alle etwas besonders Eindrucksvolles tun. Aber sie verkrochen sich dann immer wieder irgend-

wo in einer Ecke und warteten verlegen darauf, dass ihr Bruder Mirko das Heft in die Hand nahm. Dieser verstand es auch, die Kräfte der kleinen Gemeinde planmäßig einzusetzen.

Dann begann der Gottesdienst. Vater Djordjević dankte den Anwesenden für den freundschaftlichen Besuch und lud sie ein, mit der Gemeinde ein Lied zu singen. Es war ein sogenanntes „englisches“ Lied, das man ins Serbische übersetzt hatte und für die meisten Anwesenden unbekannt war. Lazo spielte auf dem Harmonium, und die Gemeinde sang in froher Anbetung von ganzem Herzen mit.

Was war das? War das ein Gottesdienst? Nein, so etwas.

So etwas hatten die Leute in Selo noch nicht erlebt. Solchen Jubel der Herzen, solche strahlenden Gesichter! Das Singen dieser Gemeinde war ansteckend. Es riss die Leute mit, und bei der letzten Strophe sangen viele der Gäste fröhlich mit, als wären sie schon lange mit solchem Singen in einer Kirche vertraut gewesen.

Bogdan trat an das schlichte Pult, auf dem vorne ein Kreuz und ein violettes Deckchen mit dem Bibelwort „Heilig dem Herrn“ angebracht waren. Er las aus der Bibel. Er zitterte vor Erregung. Etwas in ihm wollte sich verkriechen. War es Menschenfurcht? War es ein geheimer Stolz, der es ihm schwer machte, hier in seinem Heimatdorf vor vielen Bekannten zu stehen und die Bibel zu lesen?

Aber er dachte an das Wort Jesu, das denen Seligkeit verheißt, die sich vor den Menschen zu ihm bekennen. Er betete laut um den Segen Gottes zum Einzug der Gemeinde in dieses Haus, das schon immer Gott gehörte und nun wieder neu nur ihm gehören sollte. Einige Männer und Frauen schlossen sich seinem Gebet an, laut und inbrünstig, glaubensstark und demütig zugleich.

Die Leute, die zum Teil aus purer Neugierde gekommen waren, blickten einander fragend an. Dann senkten sie die Häupter und verharrten in betender Stellung, bis alle laut und kräftig „Amen“ gesagt hatten.

Ljubica trat mit einem Liederbuch ans Harmonium. Sie wollte ein Lied singen, und Lazo sollte sie begleiten. Es fiel beiden nicht leicht, nach dem gestrigen Abend ganz unbefangen zu sein. Lazo wirkte traurig, benahm sich aber so gleichgültig wie nur möglich. Ljubica stand mit klopfendem Herzen vor den vielen Menschen und sang. Ihre Stimme kam in dem hohen Raum zu einer vollendeten Wirkung. Jedermann spürte, dass sie nicht nur sang, sondern dass sie im Singen betete; tief, ernst und hingegeben.

Was waren das für Menschen, diese „Neugläubigen“?

Einige von den anwesenden Frauen wischten sich Tränen aus den Augen. Das musste doch ein guter Glaube sein.

Bogdan saß da und blickte auf Ljubica und Lazo. Er mochte ihn gerne. Wie er so dasaß und das Harmonium spielte, der Lazo! Ein bisschen geistesabwesend und in sich gekehrt ... Wie schwer musste es ihm doch fallen, Ljubica so zu sehen und singen zu hören.

Vielleicht liebte Lazo sie genauso herzlich wie er? Hätte er, Bogdan, die seelische Kraft gehabt, einen Tag nach ihrer Absage mit ihr zusammen in der Gemeinde zu stehen? Kaum. Bogdan traute es sich nicht zu. Darum bewunderte er den Bruder, der ungewollt sein Rivale geworden war. Er bewunderte ihn aufrichtig, aber – Ljubica hätte er ihm doch nicht gegönnt. Gott konnte· doch für Lazo ein anderes Mädchen haben, das so ähnlich wie Ljubica war. Das gönnte er dem Lazo von ganzem Herzen. Aber seine Ljubica? Nein!

Seine Augen ruhten auf ihrer Gestalt. Seine Ohren hörten ihre Stimme, die mit immer neuer Kraft die Zuhörer beeindruckte. Sie stand wieder da wie ein Wesen aus einer anderen Welt. So jedenfalls sah Bogdan sie an. Gehörte sie noch ihm, wenn sie so sang?

Sie schien allem weltlichen Wünschen und Wollen enthoben zu sein. Sie wirkte heilig an Leib und Seele. Dass er sie lieben durfte, und dass sie ihn liebte, war ihm wieder unbegreiflich und wunderbar. Welch ein Geschenk Gottes kann ein Mensch für den anderen werden! Er wollte

diese Gabe mit Ehrfurcht annehmen. Er wollte mit Ljubica so leben, dass sie noch in der Ewigkeit nicht über ihn zu klagen brauchte.

Tiefer als Worte es sagen können, verband er sich mit ihrem Herzen. Er war nur noch ein Teil ihrer selbst, und der Gedanke, dass sie nur noch ein Teil seiner selbst war, ließ ihm für einen Moment die Augen übergehen. Er begriff jetzt, dass eine echte Ehe wirklich im Himmel geschlossen wird. Wenn junge Menschen das doch immer so sehen könnten!

Sie sang mit dem Ausdruck tiefster innerer Bewegung ihr Lied zu Ende. Der dunkle Untergrund ihres schlichten **Klei**des ließ das kleine goldene Kreuz auf ihrer Brust noch heller und glänzender erscheinen, als es war. Das goldene Kreuz!

Nur einmal blickte sie zu ihm hinüber und lächelte ihn freundlich an. In ihren Augen lag der Glanz einer stillen Glut, die nur er kannte. Es durchlief ihn ein Schauer tiefster, seliger Freude. Sie war ja doch sein. Sie lächelte ihn so glücklich an. Seine Ljubica ! Ja, er wollte erst mit ihr ein ganzes, langes Leben auf Erden verbringen und danach die ganze lange Ewigkeit im Himmel. So lieb hatte er sie.

Mit Gebet und einem Lied wurde der Gottesdienst beendet.

Der Prediger stand am Ausgang der Kirche und reichte jedem Besucher die Hand. Das war ganz neu für die Leute in Selo. Ein Pfarrer, der sich an den Ausgang stellt und jedem die Hand reicht? Nein, so etwas gibt es nicht. Das war ja auch kein richtiger Pfarrer; aber gefallen hat es ihnen doch. Das gaben sie später auf dem Heimweg unumwunden zu. Sie konnten nur nicht verstehen, warum diese neugläubigen Leute alles ganz anders machten, als sie es in der Kirche gewohnt waren. Ob sie am nächsten Sonntag wieder hingehen sollten? Die einen sagten ja, die anderen nein.

Die Brüder der Gemeinde waren nach dem Gottesdienst zurückgeblieben und unterhielten sich ebenfalls über diese Frage. Niemand konnte es wissen, ob die Leute wiederkommen würden oder nicht.

Man musste es auf einen Versuch ankommen lassen. Lazo bat Ljubica noch einmal um ein Gespräch. Sie ging mit ihm auf den Hof hinter der Kirche. Es war ihr peinlich, dass sie dort von den Leuten gesehen wurden.

Ihm war aber gerade dieser Umstand sehr willkommen. Er wollte sich öffentlich mit ihr zeigen. Alle sollten es sehen, dass er sich mit ihr unterhielt. Und er behauptete erneut, dass sie und er zusammen gehörten. Sie sollte nur nicht denken, dass er so schnell aufgeben würde. Ihre Ablehnung sei nur eine Glaubensprüfung für ihn. Aber er lasse sich nicht beirren. Ob er ihr wenigstens schreiben dürfe?

Ljubica wurde ganz verstört. Wie konnte er sich so auf etwas versteifen, was unmöglich sein konnte? Sie hatte ihm doch klar gesagt, dass sie einen anderen liebe. Wusste Lazo nicht, was das bedeutete? Meinte er vielleicht, dass sich das bei ihr schnell ändern würde? Als sie einmal mit ihm darüber redete, merkte sie, dass er sie doch lange nicht so lieb hatte wie Bogdan. Er verwechselte die Dinge des Glaubens mit der Liebe. Er meinte, dass die menschliche Liebe nicht so wichtig wäre, wenn man nur ganz auf Gott vertraute. Aber da ging sie nicht mit. Nein, sagte sie. Und immer wieder nein.

Als sie auf die Straße traten, waren die anderen schon gegangen. Auch Bogdan war nicht mehr da. Warum ging er denn? Warum ließ er sie alleine mit Lazo? In ihrem Herzen war ein Schrei nach ihm. Sie kannte ihn nur zu gut und ahnte, dass er jetzt irgendwo einsam und mit sich selber uneins war.

Sie verabschiedete sich kurz von Lazo und ließ ihn stehen. Sie hatte im Moment gar keine Zeit, ihn mit ein bisschen Freundlichkeit zu trösten. Er ging in der entgegengesetzten Richtung zum Bahnhof.

Ljubicas Herz war wie wund. Sie eilte allein die Straße entlang, die um diese Zeit schon menschenleer war. Sie eilte ihrem Freund nach, wie die Braut es im Hohelied der Liebe sagt:

„Und da ich meinem Freund aufgetan hatte, war er weg und hingegangen. Meine Seele war außer sich ... Ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht ...“

O was kann ein Menschenherz in solcher Liebe erleiden! Wie wurde alles andere nebensächlich und unwichtig. Ihr Verlangen war nun nach ihm, den ihre Seele liebte.

Als sie an seinem Elternhause vorbeikam, wollte sie hineingehen. Sie stand unschlüssig vor dem Fenster, vor dem sie damals vor zwei Jahren gestanden hatte, als Bogdan sie begrüßte. Aber sie wagte es nicht, das Haus zu betreten. Wenn sie ganz sicher gewusst hätte, dass er drinnen war, hätte sie es gewagt. Aber sie bekam den Eindruck, dass er nicht zu Hause war. Er hätte sonst sicher am Fenster gestanden und auf sie gewartet. Eiligen Schrittes ging sie weiter. Wohin? Nach Hause. Zu ihren Eltern. Vielleicht war er dort. Vielleicht ... vielleicht.

Bogdan war nicht bei ihren Eltern. Sie konnte ihre Enttäuschung nur mühsam verbergen. Die Eltern unterhielten sich mit einigen Gästen und kümmerten sich wenig um sie. Das war einerseits gut. Aber es wäre ihr auch recht gewesen, wenn sie es ihren Eltern hätte sagen können. Sie war todunglücklich, weil sie Bogdan nicht mehr sehen konnte. Dann hielt sie es nicht mehr im Hause aus. Es zog sie hinaus auf die Straße, dorthin, wo er vielleicht auch war.

Ihre Eltern ließen es zu, dass sie noch ein wenig spazieren ging. Es war kalt, aber ein schöner Winterabend. Sie ging langsam in Richtung des Dorfausganges, ließ sich eigentlich von der Sehnsucht führen, ohne zu wissen, ob sie den Geliebten auf diesem Wege treffen würde oder nicht. Unwillkürlich wurden ihre Schritte schneller, sie ging wie jemand, der einen Ruf gehört hat und weiß, dass er schon erwartet wird.

Wie nahe war der Himmel zur Erde herabgekommen. Es war Weihnachten. Aber in ihrer Brust kreisten alle Gefühle und Gedanken nur um Bogdan. War sie so „weltlich“ geworden? Die alte Schwester

Mudrie würde das ganz bestimmt behaupten. Aber was wusste die von der Liebe ...

Sie ging vergeblich in die Nacht hinaus. Enttäuscht kehrte sie um. Aber sie konnte nicht nach Hause gehen. Es zog sie immer noch mit aller Macht zu ihrem Freund. Und so ging sie in die andere Richtung, ging und schaute angestrengt nach vorne, ob nicht im Dunkel der Liebste kam, den sie nicht allein lassen konnte und von dem sie jetzt auch nicht allein gelassen sein wollte. Sie wollte sich ihm in die Arme werfen, wollte ihren Kopf an seine Schulter legen und einfach nichts als bei ihm sein.

Ab und zu kam jemand an ihr vorüber, aber sie erkannte schon von weitem, dass er es nicht war. Noch bis zu seinem Haus wollte sie gehen. Dann musste sie wohl oder übel umkehren. Ach, wenn er doch käme! Sie eilte ihm entgegen, obwohl sie ihn nicht sah.

Dann kam er. Sie hörte nur Schritte und sah nicht mehr als die Umrisse einer Gestalt. Aber sie wusste, dass er es war. Ihr Herz pochte zum Zerspringen. Sie ging mit traumwandlerischer Sicherheit auf ihn zu. Und er kam ebenso geradewegs auf sie zu. Je näher sie sich kamen, desto schneller wurden ihre Schritte. Es war, wie wenn ein Magnet den anderen anzieht, bis sie sich in den Armen lagen. Er flüsterte immer wieder leise ihren Namen. Sein Atem wärmte ihre kalten Wangen, seine Lippen legten sich heiß und stumm auf ihre Stirn. So standen sie allein in der Nacht, zwei Menschen, denen die Erde zum Himmel geworden war.

Dann gingen sie langsam der Mala Ruma entgegen und schmiedeten Pläne für den nächsten Tag. Die Verlobung war so kurzfristig kaum noch möglich. Sowohl Ljubicas Eltern als auch Bogdans Mutter waren innerlich noch nicht darauf eingestellt. Darum beschlossen sie, zunächst einmal mit beiden zu reden und im Einvernehmen mit ihnen die Verlobung bei der nächsten Gelegenheit zu halten.

Morgen sollte Ljubica zum ersten Mal in das Haus ihrer zukünftigen Schwiegermutter kommen. Sie wusste, dass sie ein Vorurteil aus der Welt zu schaffen hatte. Aber um Bogdans willen wollte sie alles tun, was ein einigermaßen gutes Einvernehmen zwischen ihr und seiner Mutter herbeiführen konnte. Er ermunterte sie humorvoll, ihre guten Seiten auf die Waagschale zu legen, damit die Mutter sie einfach liebgewinnen musste.

„Wer sollte dich sehen und nicht lieben?“, sagte er pathetisch, und sie spürte, dass es ein echtes Kompliment war. Trotzdem wehrte sie ab. Sie wollte doch nichts sein als nur sein liebstes Mädel.

„Ich habe deine Mutter lieb“, sagte sie nachdenklich. „Denk mal, wenn sie nicht wäre, hätte ich dich auch nicht ...“

Er drückte ihr die Hand, an der er sie wie ein großer Bruder führte, und freute sich an ihr und ihrer Liebe. Ja, es wird schon alles gut werden. Morgen wird alles gut werden ...

Am zweiten Weihnachtstag regnete es. Bogdan wartete nach dem Mittagessen nicht lange, sondern ging gleich in die Mala Ruma. Er wünschte sich eigentlich einen Anzug, denn sein einziger Sonntagsanzug war schon ziemlich abgetragen. Doch daran konnte er nicht denken. Wer ohne Einkommen mit einem kleinen Krankengeld leben musste, konnte sich ohnehin nur das Notwendigste leisten. Ljubica schaute auch nicht auf seinen Anzug, das wusste er. Sie verstand seine Lage sehr gut, und sie machte es ihm durch ihre Anspruchslosigkeit leicht, sich seiner unverschuldeten Armut nicht schämen zu müssen. Wenn er sie daran erinnerte, dass er doch eigentlich ein armer Mann war, zerstreute sie alle seine Bedenken mit einem aufmunternden Lächeln. Sie wirkte in dieser Hinsicht immer so auf ihn, als ob sie ein verborgenes Vermögen, ein jederzeit verfügbares Kapital hatte, das es ihnen ermöglichte, sorglos in die Zukunft zu blicken. Er wusste auch, dass es ihr kindlicher Glaube war, der ihr zu dieser Sorglosigkeit verhalf,

obwohl auch sie ganz nüchtern sah, dass sie einen schweren Anfang miteinander haben würden.

Im Hause Djordjević war zu seiner Überraschung dicke Luft. Ljubica begrüßte ihn nur flüchtig und gab ihm mit den Augen zu verstehen, dass es etwas gegeben hatte. Während sie auf ihr Zimmer ging, um sich umzuziehen, setzte sich Bogdan mit einem unsicheren Gefühl aufs Sofa. Ljubicas Eltern waren auffallend wortkarg. Ein paar höfliche Floskeln unterbrachen die peinliche Stille, die sich nach innen hin wie ein nahendes Gewitter auswirkte.

Was war geschehen? Bogdan empfand, dass es um ihn ging. Hatte Ljubica ihren Eltern etwas gesagt? Waren sie dagegen? Sicher. Sonst würden sie sich kaum so kühl verhalten haben. Sie saßen da, als hätten sie mit allen künftigen Ereignissen innerlich nichts mehr zu tun.

Sollte er etwas sagen? Er liebte diese beiden Menschen, die Ljubicas Eltern waren. Sie hatten sie so erzogen, dass sie eine reizende Persönlichkeit geworden war. Ahnten sie, wie sehr er sie liebte? Sollte er trotz aller Zuneigung auf sie verzichten? Weil er bisher krank war und ihr keine gesicherte Existenz bieten konnte? Hielten sie ihn für einen unpassenden Lebensgefährten für ihre Tochter? In seinem Herzen brannte es wie Feuer. Es wurde ihm schmerzlich bewusst, dass er im Grunde genommen kein Mann für Ljubica war. Seiner Natur und inneren Veranlagung nach passte er wohl zu ihr, das ließ er sich nicht nehmen.

Aber er war tatsächlich aus den Geleisen einer normalen Entwicklung geworfen worden. Seine Krankheit war die unheimliche Majestät, der er sich nun schon zweimal beugen musste. War er eigentlich gesund? Hatten die Eltern nicht viel zu sehr recht, wenn sie ihrer Tochter von einer Verbindung mit ihm abrieten?

Er wollte ihnen gerne sagen, dass er sie verstehen könne, dass er diesen Weg selbst nur mit einem zitternden Herzen gegangen war, gegen seine eigenen Grundsätze, gegen bessere Einsicht – weil die Liebe

stärker war. Aber er brachte nichts über die Lippen. Ljubicas Eltern saßen da, als hätten sie nie etwas mit ihm zu tun gehabt. Dabei war er doch ihr Bruder in Christo. Durfte das sein, dass sie ihm wegen eines persönlichen Missfallens auch die geistliche Liebe versagten? In seinem Herzen brannte es noch heftiger.

Dann kam Ljubica. Sie merkte sofort, dass ihre Eltern sich in Schweigen und Ablehnung gehüllt hatten. Wie ein kleines Mädchen trat sie zuerst zur Mutter und dann zum Vater und küsste sie auf die Wange. Die Mutter blickte mit weit geöffneten Augen ins Leere, stumm und bleich.

Der Vater fragte, als sie schon hinausgingen: „Wann kommst du denn wieder?“

Bogdan war froh, dass er etwas sagen konnte. „Meine Mutter hat Ljubica für den ganzen Nachmittag und für den Abend eingeladen. Ich dachte, dass Ihr vielleicht auch kommen könntet. Zum Abendessen. Oder auch später“, stotterte er in neu erwachter Hoffnung auf eine doch noch mögliche Entspannung.

„Wir können nicht kommen“, sagte der Vater tonlos. „Da haben wir mit dem Vieh zu tun.“

„Ach so, ja, natürlich. Das Vieh ...“ Es klang aus Bogdans Mund wie eine Anklage. Aber er hatte sich gar nichts dabei gedacht. Er hatte tatsächlich nicht daran gedacht, dass sie abends immer beschäftigt waren.

„Also, auf Wiedersehen!“ rief Ljubica zurück, ehe sie die Tür schloss. Sie war ja eigentlich noch ein Kind. Jedenfalls klang ihre Stimme in den Ohren des Vaters immer noch so wie damals, als sie zur Schule ging und irgendwo durch die Stalltür oder ein offenes Fenster rief: „Also, auf Wiedersehen!“ Er blickte seiner Frau lange in die Augen. Sie schwieg immer noch und blickte ins Leere. Dann begann sie zu weinen.

Bogdan und Ljubica gingen indessen traurig ihrer nächsten Demütigung entgegen. Oder auch nicht. Wer weiß? Eines war ihnen jedenfalls klar; an eine Verlobung konnten sie nicht denken.

Unterwegs sprachen sie darüber, wie schade es sei, dass die sogenannten reifen Leute immer so täten, als wäre die Liebe nur eine Nebensache. Ihre Haltung gegenüber den jungen Liebenden drückte etwas aus, was nah purem Mitleid aussah. Anscheinend hielten sie die Liebe nur für einen Irrtum, für eine vorübergehende schmerzliche Erscheinung, die nicht sonderlich ernst zu nehmen war. Doch Bogdan und Ljubica waren beide davon überzeugt, dass die Liebe groß und schön ist – jedenfalls ihre Liebe zueinander.

Dann waren sie am Ziel. Er stellte sich im Toreingang noch einmal vor sie hin und musterte sie mit heiter gespielter Strenge. Sie strahlte ihn an und ließ sich die Haare ein wenig aus der Stirn streichen. Dann traten sie ein.

Die Stube war, einem uralten Brauch der serbisch-orthodoxen Häuser entsprechend, mit Stroh ausgelegt. Das wird zur Erinnerung an den Stall zu Bethlehem getan. Die Mutter wartete schon auf sie und kam freundlich auf sie zu, so freundlich, dass Ljubica für einen Augenblick dachte, Bogdan habe ihr zu Unrecht eine so schwierige Mutter vor Augen gemalt.

Ljubica öffnete sich ihr in echtem Vertrauen und war überrascht, wie gut sie gleich miteinander ins Gespräch kamen. Während Bogdan sich mit den Mänteln zu schaffen machte, trug die Mutter in einer kleinen, am Rande eingebrochenen Porzellanschale etwas „Slatko“ und ein Glas frischen Wassers auf. Die Gastfreundschaft wird bei den Serben immer noch hochgehalten, und Slatko, das heißt „Süßes“ gibt es in jedem serbischen Hause für den Gast. Es ist eine Art Aprikosenkompott mit sehr viel Zucker, so dass alles wie Honig aussieht und auch danach schmeckt. Der Trunk frischen Wassers entspricht dann auch dem Bedürfnis des solchermaßen „gezuckerten“ Magens.

„Wie geht es, Ljubica?“ fragte Frau Davidović freundlich. Sie hatte heute etwas von einer echten Dame an sich. Wollte sie ihre gute Kin-

derstube demonstrieren oder gefiel sie sich einmal in einer anderen Rolle? Bogdan war misstrauisch.

Ljubica dagegen begann im Gespräch allmählich für die Mutter Partei zu ergreifen. Und als diese sich über ihren „eigensinnigen Sohn“ beschwerte, zwar scherzhaft aber mit einem deutlichen Unterton, stellte sie sich sogar auf ihre Seite. Sie erzählte ihr zutraulich und arglos allerlei aus ihrem jungen Leben, redete vergnügt von ihrem Beruf, von den Ärzten, von den Patienten, von allerlei ernsten und heiteren Begebenheiten. Nur von Bogdan und sich selber redete sie nicht.

Als die Mutter das Abendessen richtete, ging Bogdan mit Ljubica in den Garten. Es war schon dunkel. Aber er wollte ihr unbedingt zeigen, was er alles für sie im Garten gepflanzt hatte.

Die Welt war so still und der Himmel so nah, dass es ihm schwer fiel, den schönen Augenblick mit gärtnerischen Fragen zu vergeuden. Er führte sie zu den Veilchenbüschen, die immer noch grün waren, und fragte sie, ob sie sich noch an die Veilchen erinnerte, die sie ihm damals ins Krankenzimmer brachte.

Es war kalt. Ljubica lehnte sich an ihn und blickte mit ihm zum Himmel hinauf. Welch eine Harmonie in ihren Herzen! Klang nicht von fernher das Lied einer Geige? Es schien in der Luft zu hängen, voller Sehnsucht, voller Schwermut und heißer Glut. Sie hörten es beide tief in ihrem Inneren, und sie schmiegten sich zärtlich aneinander und verloren sich in der Glückseligkeit einer stummen Umarmung.

„Ljubica“, sagte er leise. Sie schaute ihn ernst an. In ihren Augen sprach ein Wissen mit, das mit ihrem vertrauten Umgang gewachsen war. Das Wissen um die Liebe des anderen, um sein Verlangen – und auch ein Wissen um das eigene Verlangen. Sie reiften sich entgegen und fühlten beide, dass sie an der Schwelle jener letzten und einzigen Pforte standen, durch welche die Liebe gehen muss, wenn sie ihr Ziel erreichen soll.

„Du bist mein Garten, Ljubica“, flüsterte er. „Du hast mir herrliche Blüten deiner Liebe über den Zaun herausgereicht. Manchmal hast du mir die Tür ein wenig geöffnet, gerade weit genug, um mich in dich hineinschauen zu lassen. Manchmal wollte ich tiefer in den Garten eindringen. Da hieltest du die Tür zu, ganz behutsam, gabst dem Druck meiner Hände ein wenig nach, ließest mich die Blumen sehen, die für mich blühen in deinem Herzen. Ich danke dir dafür.“

Sie lächelte ihn an und lehnte sich noch fester an ihn. „Einmal werde ich in meinen Garten hineinkommen, werde meine Blumen pflücken, meine Freude an dir haben, liebste Braut. Freust du dich darauf?“

Er war ganz verlegen geworden, als er sie so fragte. Sie blickte in die Feme und lehnte sich mit dem Rücken an seine Brust. Seine Arme umfingen sie. Sein Atem flog. „Freust du dich darauf, Ljubica?“ fragte er noch einmal. Ihre Wangen glühten, als er sie mit seinen Händen berührte, und sie nickte stumm, kaum merklich, so flüchtig, als wünschte sie nicht, dass er ihr Nicken sieht.

Dann gingen sie nebeneinander durch den Garten ins Haus zurück. Ljubica hatte ihren Arm um seine Hüfte gelegt und hielt mit der anderen Hand seinen Arm über ihrer Hüfte, so wie sie es früher tat, wenn sie mit ihrer Freundin spazieren ging. So vertraut waren sie einander geworden.

Das Abendessen verlief in guter Atmosphäre. Bogdan war allmählich geneigt, seiner Mutter edle Motive für ihre versöhnliche Haltung zuzugestehen. Vielleicht hatte Ljubica sie so günstig beeindruckt, dass sie ihren bisherigen Widerstand gegen sie aufgab. Ach, wäre das schön gewesen ...

Auf einmal hörten sie Schritte auf dem Hof. Bogdan ging hinaus, um zu sehen, wer draußen war. Er traute seinen Augen nicht: Ljubicas Eltern waren es. Er begrüßte sie in überraschter Freude, die er gar nicht

mehr zu verbergen trachtete. Nun waren sie alle beisammen, alle, die zusammengehörten.

„Wir werden uns heute doch noch verloben“, flüsterte er Ljubica zu, als sie neben ihn trat, um ihre Eltern zu begrüßen.

Der gemeinsame Abend brachte dann die Herzen ein wenig näher zusammen. Frau Davidović, Bogdans Mutter, gab ihren Gästen jedoch zu verstehen, dass sie von deren neuem Glauben nichts halte. Die Ljubica sei aber so gut zu ihrem Sohn, dass sie nichts gegen die beabsichtigte Verlobung einwenden wolle. Bogdan meine ja sowieso auch, dass diese fremde Religion für ihn besser sei als der Glaube seiner Väter. Ihre Stimme zitterte. Ljubicas Vater wollte die unnötige Erregung ihrer Gastgeberin nicht noch verstärken und redete von der letzten Ernte, vom feuchten Wetter und von der vielen Arbeit.

Als das Abendessen eingenommen und die erste Kerze in der Schale mit dem grünenden Weizen heruntergebrannt war, verabschiedeten sich die Gäste und gingen. Bogdan geleitete sie an Ljubicas Seite nach Hause. Es war eine regnerisch-kalte Nacht. Der Wind blies ihnen den Regen ins Gesicht und in die Kleider. Auf dem Rückweg lief Bogdan ganze Strecken des Wegs im Laufschritt und kam durchnässt, durchfroren und erschöpft daheim an. Müde ging er zu Bett. Er fröstelte noch lange und konnte nicht einschlafen.

8. War am Ende alles verloren?

Als er am Morgen aufstehen wollte, fühlte er sich so müde und elend, dass er kaum auf den Beinen stehen konnte. Fieber. Er kannte das schon. Und dann der Husten, der altbekannte hohle Husten, der ihm die Lunge aus dem Leibe zu reißen drohte.

Seine Mutter merkte es. „Du hast dich erkältet“, sagte sie. „Ich werde dir einen guten Tee kochen. Hoffentlich hast du kein Fieber – überhaupt ...“ Der Satz blieb unvollendet. Aber er wusste, dass sie Angst hatte, seine Krankheit könnte wieder zurückkommen.

Wenn er ehrlich war, dachte auch er daran. Nein, nur das nicht! Er legte sich ins Bett und schloss die Augen. Das Fieber machte ihn ganz machtlos. So schnell kommt eine Krankheit über einen Menschen, besonders dann, wenn sie sich vorher bei ihm schon längere Zeit heimisch gefühlt hat.

Die Sache war ziemlich klar. Er hatte sich ernsthaft erkältet und musste ohne Frage das Bett hüten. Seine Mutter eilte dahin und dorthin, sie holte frische Semmeln, frische Butter, frische Milch. Sie bot ihm eingewecktes Obst an. Mittags kochte sie eine kräftige Hühnerbrühe. Alles umsonst. Bogdan konnte nichts essen.

Er hatte nur einen Wunsch: dass Ljubica zu ihm kommen möchte. Aber wie sollte er sie rufen lassen? Konnte er es der Mutter zumuten, dass sie hinging und es ihr sagte? Es war die einzige Möglichkeit, sie von seiner Erkrankung zu benachrichtigen.

Ljubica wartete am Nachmittag auf ihn. Morgen musste sie wieder zurück in ihren Dienst. Dann würden sie sich wieder lange nicht mehr sehen.

„Mutter“, bat er vorsichtig. „Würdest du mir *einen* Gefallen erweisen?“ Sie horchte auf. „Würdest du zu Ljubica gehen und ihr sagen, dass ich nicht kommen kann?“

„Nein! Du brauchst jetzt deine Ruhe“, sagte sie besorgt.

Sie drehte sich um und rührte mit dem Kochlöffel in einem alten Blechtopf. Die erneute Erkrankung Bogdans versetzte sie in Unruhe und Unsicherheit. Sie wollte am liebsten, dass er Ljubica aus dem Spiel ließ. Wer wusste auch, ob die Krankheit nicht eine Strafe Gottes war?

Darum wollte sie jetzt auch nicht zu Djordjevićs gehen.

Ljubica ahnte nicht, dass er krank geworden war. Es war schon nach Mittag. Sie wartete jetzt auf ihn.

Er wollte laut schreien. Er wollte beten. Aber er biss nur die Lippen zusammen und wandte sich mit dem Gesicht zur Wand. Er dachte an Hiskia, der im Angesicht des Todes auch so mit dem Gesicht zur Wand weinte und betete. Und Gott hat ihn geheilt. „Heile du mich“, bat er mit aller Inbrunst seines Herzens und grub seinen Mund in die Kissen, damit die Mutter nichts von seinem inneren Kampf merkte.

Plötzlich fiel ihm auf, dass er allein war. Die Mutter war hinausgegangen. Vielleicht ging sie doch zu Ljubica? Er hing sich mit aller Hoffnung an diesen Gedanken und wartete voller Sehnsucht darauf, dass sie kam.

Stattdessen kam die Mutter mit dem Arzt.

Der freundliche alte Herr kannte seinen Patienten seit vielen Jahren. Er reichte ihm die Hand und machte sich gleich an die Untersuchung. Seine ganze Aufmerksamkeit galt der Lunge des Kranken. Er horchte ihn immer wieder ab. Bei lange angehaltenem Atem, bei tiefem Ein- und Ausatmen, beim Husten.

„Es scheint nicht schlimm zu sein, mein Lieber“, tröstete er Bogdan und lächelte ihm zu. „Wir müssen sehen, wie wir das Fieber wegbekommen, dann wird alles wieder gut. Wie hast du dir die Sache bloß wieder geholt?“ fragte er mit einem leichten Vorwurf in der Stimme.

Bogdan zuckte die Schultern. Er überwand seine anfänglichen Bedenken und fragte den Arzt: „Würden Sie mir den Gefallen tun, Herr Doktor, und zu Djordjevićs in der Mala Ruma gehen ... oder jemand hinschicken wissen Sie, die Ljubica ... und ich ... und die Ljubica sie

weiß nicht, dass ich krank bin, und meine Mutter will mich jetzt nicht allein lassen.“

Der erfahrene Arzt verstand sofort. Er legte seine Hand väterlich auf die des jungen Patienten und versprach ihm, dass er Ljubica verständigen würde. Dann ging er mit einem besorgten Gesichtsausdruck hinaus, ohne sich noch einmal nach dem Kranken umzusehen.

Als Bogdan wieder alleine war, atmete er erleichtert auf. Nun konnte er hoffen, dass Ljubica zu ihm kommen würde. Aber es dauerte noch sehr lange, bis sie wirklich kam, obwohl der Arzt sie ganz persönlich benachrichtigt hatte.

Ihre Eltern rieten ihr nämlich ab. Sie meinten, dass ihr Besuch nach dem gestrigen Abend verfrüht wäre. Bogdans Mutter war so eigenartig gewesen. Aber Ljubica fand keine Ruhe und lief am Abend gegen den Willen der Eltern zu ihm. Sie wusste, dass sie am nächsten Tag abreisen musste und wollte ihn unbedingt sehen. Sie wusste auch, wie sehr er enttäuscht gewesen wäre, wenn sie ihn nicht mehr besucht hätte.

Frau Davidović öffnete die Tür und begrüßte sie wieder freundlich. Ljubica umarmte die bekümmerte Mutter spontan und gab ihr einen Kuss, wie das unter den gläubigen Frauen und Mädchen üblich ist. Erst als es geschehen war, erschrak sie über ihren Mut. Doch sie hatte wieder einmal mit der „Vernunft des Herzens“ das Richtige getan. Die Mutter bekam feuchte Augen und führte sie an Bogdans Bett.

Ljubica errötete. Sie atmete plötzlich ganz schwer. Dann neigte sie sich über ihn und nahm seine blassen Hände in die ihren. Die Mutter wandte sich ab und weinte. Es tat ihr wohl, dass noch jemand da war, der ihren Sohn liebte. Und das gönnte sie ihm von Herzen. Er sollte spüren, dass er geliebt wurde. Sie ging hinaus und schloss den Hühnerstall, räumte einen alten Besen in die Sommerküche und tat dies und das, um den jungen Leuten Zeit zu lassen.

Ljubica setzte sich an den Bettrand und ließ sich erzählen, was passiert war. Bogdan konnte ihr nicht viel sagen, nur dass er sich erkältet

hatte. Seine ganze Aufmerksamkeit galt jetzt ihr. Wegen ihren Eltern konnte sie nicht lange bleiben. Auch um seiner Mutter willen wollte sie die gebotenen Grenzen des Anstandes nicht überschreiten.

Also musste es wieder einmal schnell gehen. Doch wenn es mit dem, was sich Liebende sagen wollen, *schnell* gehen muss, geht es meistens nicht gut. Man kann ein Wiedersehen oder einen Abschied nicht mit der Stoppuhr in der Hand abwickeln. Die Angst, in der kurz bemessenen Zeit etwas Wichtiges zu versäumen oder zu vergessen, bewirkt oft eine Lähmung der Gefühle und der Sinne. So saß sie wortlos an seinem Bett und sah ihm in die vom Fieber geröteten Augen und auf die Lippen, die nicht mehr lächeln konnten. Er hielt ihre Hand. „Ich hab dich lieb, Ljubica, herzlich lieb“, hauchte er leise. „Ich danke dir für deine Liebe. Sie bedeutet mir alles auf Erden, das weißt du.“

Ja, sie wusste es. Und bei jedem seiner Worte bohrte sich ein seliger Schmerz in ihr Herz. Es machte sie so glücklich, von ihm geliebt zu werden. Und es machte sie so traurig, dass sie ihn so bald wieder allein lassen musste.

„Wir wollen tapfer sein“, sagte sie mehr zu sich selbst als zu ihm. „Du wirst sicher bald wieder gesund sein. Dann gehst du in die Stadt und nimmst eine Arbeit an – für uns beide. Ich werde auch tüchtig sparen. Und wenn Gott will, bauen wir uns im Frühjahr ein Nest. Ein bescheidenes aber schönes Nest für unsere Liebe. Da hast du immer ein warmes Heim. Ich werde abends schon auf dich warten, bis du von der Arbeit heimkommst. Dann essen wir miteinander ... und gehen in die Nacht hinaus, schauen dem Mond und den Wolken bei ihrem Spiel zu; gehen miteinander zu Bett und stehen früh miteinander auf. Das wird schön ...“

Die Rollen ihres Gesprächs waren wie vertauscht. Er hörte schweigend zu, während sie in froher Zuversicht über ihre gemeinsame Zukunft sprach. „Mache dir nur keine Sorgen.“ In ihrem Herzen klang noch viel mehr mit. Es war ein sanfter Klang, der ihr ganzes Gemüt er-

füllte. In ihr redete es weiter. Dort drinnen war noch eine andere Ljubica verborgen, die er nicht kannte. Sie war immer dabei, diese andere, und sie redete immer mit, wenn sie bei ihm war. Nur konnte er sie nicht hören. Aber Ljubica hörte diese andere Stimme wie leise Musik, wie ein schönes Lied ihrer Liebe. „Mache dir nur keine Sorgen“, wiederholte sie sanft. Und in Gedanken sagte sie weiter: „Liebster Bogdan, bester Bogdan. *Mein* Geliebter, mein Einziger.“ Aber das hörte er nicht.

Sie musste gehen. Mühsam versuchten beide, alles, was wie eine Fracht in ihnen war, in die letzten paar Minuten hineinzulegen. Es war ein stummes Ringen. Ihre Hände und Lippen suchten sich. Ihre Augen redeten. Ab und zu nannte er ihren Namen. Sie fuhr mit bebenden Händen über sein Haar, streichelte seine bleichen Wangen, küsste seine fiebrigen Lippen. Nur bei seinem Namen nannte sie ihn nicht ... Dann ging sie.

Die Mutter hatte im Nebenraum gewartet. Sie drückte ihr eine Tüte mit Pogačice (Plätzchen) in die Hand und winkte ihr freundlich nach. Dann trat sie an Bogdans Bett und lächelte.

Die Tage vergingen. Der Arzt kam täglich. Das Fieber aber wich nicht mehr. Bogdan sollte wieder ins Krankenhaus, aber er wollte nicht. Der freundliche Arzt besorgte einen Krankenwagen und ließ ihn in die Stadt bringen zu einer ambulanten Untersuchung. Das Röntgenbild ergab keinen Befund, der die rätselhaften Symptome erklärlich gemacht hätte. Die Lunge war frei. Die Ursache des anhaltenden Fiebers und des merkwürdig schnellen Kräfteverfalls wurde mit den Mitteln ärztlicher Kunst nicht aufgedeckt. Bogdan betete. Er glaubte an das Wunder einer übernatürlichen Heilung.

Das sagte er auch dem Arzt. Der erfahrene Mann wusste wohl um die Grenzen menschlicher Heilkunst. Aber er konnte die Verantwortung nicht länger tragen. Daher drängte er darauf, dass Bogdan unter allen Umständen ins Krankenhaus ging. Er meinte, dass Gott ihn dort auch heilen könne, wenn die Ärzte es nicht tun könnten.

Auch Ljubica schrieb ihm, dass er doch lieber ins Krankenhaus gehen sollte. Die Ärzte und Krankenschwestern seien auch Gottes Handlanger. Warum sollte er sich nicht von Ärzten pflegen lassen? Gott konnte ihn daheim oder im Krankenhaus heilen. Und – Ljubica ging ja mit ihm. Sie schrieb, dass sie mit ihrer Liebe immer bei ihm sei. Wer konnte es wissen, vielleicht musste er noch einmal in die Heilstätte, in der sie eine so schöne Zeit miteinander verlebt hatten ...

Bis es soweit war, dass die Fahrt im staatlichen Rot-Kreuz-Wagen erfolgen konnte, vergingen noch drei Tage. Sein Zustand hatte sich sehr verschlechtert, ohne dass der Arzt die Ursache erkennen konnte. Nun war Bogdan ganz und gar bereit, ins Krankenhaus zu gehen, denn er wollte gesund werden, um jeden Preis gesund werden.

Ljubicas Brief hatte er immer wieder gelesen. Er kannte ihn fast auswendig. Wenn er die Augen schloss, meinte er ihre Stimme zu hören. Jedes Wort war wie ein Ruf, der Heimweh in ihm weckte. Ein Heimweh nach einer Welt, in der er zusammen mit ihr ein vollkommener Mensch sein durfte. Er fühlte sich durch sie in eine andere Welt versetzt. Immer wenn sie bei ihm war, waren sie in dieser ihrer Welt. Sie beide ganz allein – unter Gottes Augen.

Dann kam der Tag, an dem er in die Stadt transportiert wurde. Seine Mutter saß weinend neben ihm im Rot-Kreuz-Auto und fragte von Zeit zu Zeit, was sie für ihn tun könne. Durch die Glasscheibe konnte sie den Fahrer und den Beifahrer beobachten. Sie taten ihre Pflicht, nicht anders als bei einem Möbeltransport. So erschien es jedenfalls der Mutter, die den Gedanken nicht loswerden konnte, dass Bogdan sterben würde.

„Ich habe dir sehr Unrecht getan, mein Kind“, sagte sie mit gebrochener Stimme.

Bogdan hörte es, aber er war so schwach, dass er nicht antworten konnte. Frau Davidović kam sich sehr allein vor. Sie hätte jetzt zu gerne jemanden bei sich gehabt. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Warum

war sie nicht freundlicher zu den Menschen, die ihr Sohn liebte? Sie hatten ihr doch nichts getan, ausgenommen die eine Sache, dass sie in die eigenartige Versammlung gingen. Hatte sie deshalb ein Recht, sie so herzlos zu behandeln und ihren einzigen Sohn unnötig zu betrüben?

Sie schaute ihn an, wie er so bleich und elend auf der Bahre lag. Seine Lippen waren trocken, die Augen geschlossen, die Hände lagen gefaltet auf seinem Bauch. Das war ihr Sohn. *Ihr* Sohn. War es möglich, dass er inzwischen ein Mann geworden war? Wo waren die Jahre geblieben? War sie selbst schon so alt? Der liebe Junge sprang doch erst als fröhliches Bübchen durch Haus und Garten. Er war immer so zärtlich zu ihr gewesen. Ist das wirklich schon so lange her? Zwanzig Jahre ...

Sie griff nach seiner Hand und schluchzte laut. „Bogdan, mein Junge, mein großer Sohn, mein lieber Sohn, den ich mit Schmerzen geboren habe.“ Er erwiderte den Druck ihrer Hand und sah sie ernst an. Wie durch einen Schleier sah er ihr abgehärmtes Gesicht, und wie von ferne hörte er sie sagen: „Du darfst nicht sterben, Bogdan ... „

„Mutter. Du hast es immer gut mit mir gemeint. Du warst mir eine liebe Mutter. Es ist ja nicht so schlimm. Bei mir wirkt es sich nur· stärker aus, weil mein Körper geschwächt ist ...“ Es war in der Tat nicht gesagt, dass er gleich sterben würde. Sie wurde ruhiger.

Im Krankenhaus musste sie sich schnell von Bogdan trennen. Er kam gleich in die Hände der Ärzte. Der leitende Arzt untersuchte ihn und las die Vorgeschichte seiner Krankheit. Lungentuberkulose, Verkapselung ohne Pneu. Dann wieder Verdacht auf offene Tuberkulose. Behandlung im Sanatorium. Besserung und Entlassung. Und nun wieder Fieber, Schwäche, Müdigkeit, Zerfall der Kräfte. Eine merkwürdige Sache.

Aber das Fieber wich nicht. Woche um Woche verging, ohne dass sich der Zustand des Patienten veränderte. Dann kam man dahinter, was eigentlich vorlag. Sein Blut war aufs höchste mit Tuberkeln infi-

ziert. Unzählige Erreger überschwemmten seinen Körper. Es handelte **sich um eine** heimtückische Erscheinungsform der Tuberkulose, die sogenannte Miliartuberkulose.

Der Chefarzt des Krankenhauses, ein erfahrener Professor, nahm sich Bogdans besonders an. Aber in Kollegenkreisen sprach er es offen aus, dass die Diagnose zu spät gestellt wurde. Der Krankheitsprozess war nach seiner Meinung schon zu weit fortgeschritten. Dem Kranken wäre nur noch zu helfen gewesen, wenn er im weit besser gestellten Ausland, zum Beispiel in Russland oder Deutschland hätte behandelt werden können. So aber hatte er wenig Hoffnung, dass Bogdan Davidović noch einmal von seiner Krankheit genesen würde. Ihr Verlauf endete in der Regel sowieso tödlich.

Umso mehr klammerte sich Ljubica an die Hoffnung seiner Genesung. Sie schrieb täglich an ihn. Ihre Briefe waren unverhüllte Bekenntnisse ihrer Liebe und ihres Leides. Während sie früher nur in passiver Freude alles aufnahm, was er ihr sagte und schenkte, stand sie jetzt in aktiver Hingabe ihres ganzen Herzens an den geliebten Freund. Sie machte kein Hehl daraus, dass sie oft weinte. Ihr Glaube an Gott und ihre Liebe zu Bogdan erhoben sich zu einem einzigen Protest gegen die Macht des Todes. Und sie entwickelte in dieser Leidensschule eine Reife und Tragkraft der Seele, die man einem so jungen Mädchen nicht zugetraut hätte. Ihr Bogdan durfte nicht sterben.

An einem kalten Februartag kam der Hausarzt zu Frau Davidović. Er hatte einen Anruf aus dem Krankenhaus erhalten. Bogdan war nicht mehr zu retten. Der erfahrene Arzt verband mit dieser traurigen Nachricht den Versuch, die bestürzte Mutter zu trösten. Er wusste, dass sie den Verlust ihres Sohnes nicht ohne eine schwere seelische Krise überstehen würde.

Frau Davidović setzte sich kreideweiß auf einen Stuhl, verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und weinte. Der Arzt gab ihr den Rat, gleich

den nächsten Zug in die Stadt zu nehmen, schrieb ihr die Abfahrtszeit auf einen Zettel und verschrieb ihr vorsorglich ein Beruhigungsmittel. Als er schon hinausgehen wollte, drehte er sich noch einmal um und sagte: „Da war doch noch ein Mädchen. Die Ljubica Djordjevic. Ob man sie nicht auch verständigen sollte?“

Frau Davidović weinte weiter, als ob sie die Frage gar nicht gehört hätte. Der Arzt begriff, dass sie außerstande war, irgendetwas zu unternehmen. Er legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte: „Frau Davidović. Ich würde Ihnen raten, gehen Sie doch mal zum Popen. Sie werden ihn in den nächsten Tagen brauchen.“ Dann ging er. Es tat ihm leid, dass er die trostlose Frau allein lassen musste. Wenn doch *ein* Mensch sich um sie gekümmert hätte. Es gab so wenig Menschen, die sich um die verzweifelten Mitmenschen kümmerten. Aber er konnte sich beim besten Willen nicht für alle Leute in Selo aufopfern ...

Auf dem Nachhauseweg klingelte er beim Pfarrer. Mit ein paar Sätzen schilderte er den Sachverhalt und freute sich, dass der Seelsorger bereit war, sich um die Frau zu kümmern.

In der Mala Ruma versammelten sich die Gläubigen.

Sie waren so mit den Dingen ihres Alltags beschäftigt, dass sie an Bogdan nicht oft dachten. Aber in ihren Gebeten nannten sie seinen Namen immer wieder.

Was galt ihnen der Bruder Bogdan Davidović? Wer kann das sagen? Es gibt in jedem Menschenleben einmal diese Einsamkeit, in der niemand mit einem geht. Bogdan befand sich nun in dieser Einsamkeit. Seine Kraft reichte gerade noch dazu aus, sich an das Wort Gottes zu klammern. Das wurde ihm bewusst.

Und Ljubica? Wo war Ljubica? Er wusste es. Er spürte deutlich, dass sie in seinem Herzen war. Solange dieses Herz noch schlug, lebte sie darin. Was wird später werden? Später, wenn dieses Herz nicht mehr schlagen sollte? Wird sie dann mit ihm hinübergehen in eine bessere Welt? Wird er drüben auf sie warten? Es war so schwer, die Schwäche

zu ertragen, die sich wie ein Vorbote des Todes seiner bemächtigte. Es blieb so wenig Kraft für die Gedanken, so wenig Kraft für die Liebe zu ihr. Alles wurde anders.

Bogdan machte sich innerlich bereit, dem Unvermeidlichen ins Angesicht zu schauen. Ewigkeit! Welch ein Wort für einen Menschen, dem die Zeit und die sichtbare Welt genommen wird. Ewigkeit! Unbekanntes Land. Und doch fiel etwas wie ein heller Schein in seine einsame Nacht:

Wenn Jesus nicht im Tod geblieben ist, dann musste Er dort sein. Dort, wo der Vater ist. Dort, wo die Gläubigen aller Zeiten sind. Der Gedanke war so real, dass Bogdan ohne Furcht an die Ewigkeit denken konnte.

Gegen Abend kam seine Mutter im Krankenhaus an. Man hatte ihn in ein kleines Zimmer gelegt. Die Stationsschwester ließ es sich nicht nehmen, ihn bis zuletzt besonders zu pflegen. Sie begleitete die in Schmerz aufgelöste Mutter ins Krankenzimmer und sagte ruhig und freundlich, dass es ja nicht so schlimm sei.

Bogdan spürte, wie seine Mutter seine Hand nahm und sah, wie sie sich über ihn beugte. Er schaute ihr lange und tief in die Augen. Ein mühsam hervorgebrachtes Lächeln erstarb schnell wieder auf seinen aufgeschwollenen Lippen. Reden konnte er kaum noch. Was sollte er auch noch sagen? Er hatte sich in Gottes Hände ergeben.

Nach einer Weile ließ der Arzt die Mutter zu sich kommen. Er erklärte ihr, dass man für Bogdan im Krankenhaus nichts mehr tun könne. Wenn sie wolle, könne sie ihn zu sich nach Hause nehmen.

„Nach Hause nehmen zum Sterben“, sagte sie fassungslos.

Der Arzt sah an ihr vorbei und nickte.

Spät am Abend kam der Krankenwagen in Selo an. Die Straße war nur in der Mitte befahrbar, an den Rändern lag Schnee und aufgeweichter Lehm. Der Wagen hielt vor der Hofeinfahrt. Zwei Männer trugen Bogdan auf der Bahre ins Haus. Die Mutter ging, ein großes

dunkles Tuch über dem Kopf, mit einer Taschenlampe voraus. Ein trauriger, gespenstischer Anblick. Aber die Leute in Selo schliefen und merkten es nicht.

Anderntags kam der Hausarzt. Er konnte dem Kranken zwar nicht mehr helfen, aber er wollte ihn auch nicht einfach liegen lassen. Fast gleichzeitig kam der Pfarrer. Sie saßen zu dritt an Bogdans Bett, und jeder wartete darauf, dass der andere etwas sagte. Dann fragte der Arzt die Mutter noch einmal, ob man nicht auch Ljubica verständigen sollte.

Als Bogdan ihren Namen hörte, wollte er etwas sagen.

Seine Mutter beugte sich über ihn, um seine kaum hörbare Stimme besser zu vernehmen. Aber sie konnte nichts verstehen.

„Soll ich Ljubica kommen lassen?“ fragte sie.

Bogdan nickte und blickte mit weit geöffneten Augen ins Leere. Dann nickte er noch einmal. Der Pfarrer erbot sich zögernd, zu ihren Eltern in die Mala Ruma zu gehen und sich ihre Adresse geben zu lassen. Er hätte sie auch in Bogdans Schreibmappe finden können, aber daran dachte in diesem Moment niemand.

So trennten sie sich, und Bogdan blieb mit seiner Mutter allein.

Er überlegte mühsam, wie lange es dauern würde, bis Ljubica ein Telegramm erhalten konnte. Morgen früh vielleicht. Dann könnte sie am Nachmittag schon hier sein.

Er wusste aber nicht, dass der Pope kein Telegramm, sondern einen Brief an Ljubica sandte; einen freundlichen, wohldurchdachten Brief, in welchem er sich bemühte, die ewige Gültigkeit seines Glaubensbekenntnisses zu rechtfertigen. Er erinnerte sie daran, dass er Bogdans Seelsorger war. Sie dürfe zu ihm ein so vollkommenes Vertrauen haben, als wäre sie ein Glied seiner Kirche. Denn seine Kirche wachte letzten Endes über alle Seelen der Serbenauch über die vorübergehend enttäuschten Gläubigen ...

Ljubica konnte diesen Brief erst einen Tag später erhalten. Vielleicht hatte der Geistliche den Eindruck, dass es dann auch noch früh genug war.

Nach einer langen, bangen Nacht kam der nächste Tag. Bogdan aß und trank nichts mehr. Er wartete nur noch auf Ljubica. Seine ganze seelische Kraft war darauf gerichtet, sie noch einmal wiederzusehen. Er wusste, dass sein Tod für sie die schlimmsten Folgen haben würde. Nur der Gedanke, dass sie in Gottes treuen Vaterhänden geborgen war, half ihm über die unaussprechliche Sorge hinweg, die er für sie empfand. Er musste sich damit abfinden, dass er sie nicht mehr begleiten konnte. Ihr Leben ging weiter – ohne ihn. Er dachte wieder daran, dass es nur ein geliehenes Glück war. Wie schön, dass er sie eine kurze Zeit auf ihrem Lebensweg begleiten durfte. Ob er sie dadurch reicher oder ärmer gemacht hatte? Wog ihr kurzes Glück schwerer als das Leid, das noch kam?

Als sie am Nachmittag nicht eintraf, klammerte er sich an die Hoffnung, dass sie mit dem Abendzug kommen werde. Er wollte ihr noch einmal in die treuen Augen sehen. Noch einmal ihre Stimme hören. Sie noch einmal bei sich haben und ihr Lebewohl sagen.

Doch als es Abend wurde, senkte sich auch die Nacht des Todes über Bogdan. Seine Mutter hatte sich erschöpft mit einer Schlaftablette zur Ruhe gebracht. Als sie am Morgen erwachte und in sein Zimmer trat, lag er schon entseelt da. Irgendwann in der Nacht war seine Seele still hinübergegangen in das Reich des Lichtes. Ob er bis zuletzt an Ljubica dachte, wie er es sich immer vorgestellt hatte? Niemand weiß es.

Gott ließ es aber um Ljubicas willen zu, dass sie zu spät benachrichtigt wurde. Sie hätte den Anblick des sterbenden Freundes, sein unabwendbares Schicksal, nicht ohne tiefste seelische Erschütterung ertragen können.

Die Nachricht verbreitete sich schnell in Selo. Die Gläubigen in der Mala Ruma erfuhren es erst auf Umwegen. Sie waren fassungslos und

erkannten jetzt, dass sie sich um ihren sterbenden Bruder viel zu wenig gekümmert hatten. Sie besuchten ihn im Krankenhaus nicht, weil sie die Mutter nicht unnötig ärgern wollten. Außerdem war der Weg zur Stadt sehr umständlich und kostspielig. Und so nahm Gott ihren Bogdan still und unerwartet von ihnen.

Ljubicas Vater fasste sich als erster ein Herz und ging ins Sterbehaus. Frau Davidović empfing ihn wie einen Freund und führte ihn zu dem Toten, der in der guten Stube aufgebahrt lag, wie das in dieser Gegend allgemeiner Brauch ist.

„Hier ist Bogdan“, schluchzte sie, „er wird nie wieder zurückkommen, nie wieder ...“

Vater Djordjević stand barhäuptig am Sarg und faltete die Hände. Die Menschen auf dem Dorfe haben nicht viel Zeit für heftige Gefühle. Aber jetzt geschah es, dass er einen tiefen Schmerz um den toten Bruder empfand. Ja, das war Bogdan. Ein treuer Mensch, ein demütiger Jünger seines Herrn.

„Er hat es jetzt besser als vorher“, sagte er zu der weinenden Mutter.

„Meinen Sie wirklich?“ fragte sie unter Tränen.

„Ja, Jesus hat es uns versprochen. Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und was nie in eines Menschen Sinn gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben.“ Seine Augen wurden feucht. Der Schmerz schnürte ihm für einen Augenblick die Kehle zu.

„Ja, Frau Davidović. Bogdan hat es jetzt gut bei seinem Herrn ...“ Dann dachte er an Ljubica. Es wurde ihm bewusst, dass es auch für sie ein schmerzlicher Verlust war, und er begann noch einmal zu weinen.

Ehe er ging, fragte er die Mutter, wann die Beerdigung sei. Ob sie schon etwas unternommen habe? Ja, sie hatte schon alles mit dem Herrn Pfarrer besprochen. Am Samstagnachmittag um drei. Er fragte

vorsichtig, ob sie nicht daran gedacht hätte, dass Bogdan sich nach seiner Bekehrung der Gemeinde angeschlossen hätte. Ob sie nicht auch einverstanden wäre, wenn die Gemeinde die Beerdigung durchführen würde ...

Die Mutter war dagegen. Die Gemeinde? Eine öffentliche Beerdigung? Ausgeschlossen! Wenn sie ihren Sohn schon zu Lebzeiten nicht ganz besitzen durfte, sollten sie ihn wenigstens im Tode bei seiner Mutter und bei seiner Kirche lassen. Das war ihre Meinung.

Vater Djordjević fragte dann noch vorsichtig, ob sie von der Gemeinde einen Kranz niederlegen und vielleicht ein paar Worte sagen dürften. Sie willigte zögernd ein und machte es davon abhängig, ob es der Pope erlaubte.

Dann ging Vater Djordjević nachdenklich nach Hause, Er rechnete damit, dass Ljubica heute oder morgen kommen würde. Nur fragte er sich, wie sie sich in der Öffentlichkeit verhalten sollte. Sie war ja weder Bogdans Verlobte noch seine Verwandte. Wenn sie an der Beerdigung teilnehmen wollte, konnte sie es lediglich in Verbindung mit der Gemeinde tun. Eine andere Verbindung zu Bogdan bestand ja eigentlich nicht ...

Ljubica erhielt den Brief einen Tag nach Bogdans Heimgang. Sie ahnte nicht, dass sie ihn nicht mehr unter den Lebenden antreffen würde. Der freundliche Pope meinte im Brief nur, dass es gut wäre, wenn sie Bogdan bald einmal besuchen könnte. Das wollte sie gerne tun.

Sie ging zu ihrer Vorgesetzten und bat um ein paar Tage Urlaub. Die Oberin erinnerte sich sehr gut an Bogdan und war sofort bereit, sie reisen zu lassen. Als sie ihr alles Gute wünschte, begann Ljubica ungewollt zu weinen.

„Nun, es wird wohl nicht zu ernst ausfallen“, meinte die gütige Frau. Ljubica lächelte unter Tränen und verabschiedete sich schnell.

Am Freitagabend kam sie in Selo an. Es stiegen nur wenige Leute aus dem Zuge, und niemand kümmerte sich um sie. Da sie schon länger zur Ausbildung weg war, hatte sie weniger Anschluss bei den Leuten im Dorf. Sie eilte die lange Dorfstraße hinunter. Vor Bogdans Wohnung schlug ihr das Herz vor Erregung schneller. Sie beschloss, zuerst zu ihm und erst hinterher nach Hause zu gehen.

Kein Fenster war beleuchtet. Sie klopfte an der Tür. Aber niemand tat ihr auf. Da atmete sie erleichtert auf, denn sie nahm an, dass Bogdan mit seiner Mutter irgendwohin gegangen war. Vielleicht war er auch bei ihren Eltern in der Mala Ruma. Gott sei Dank! Dann war es ja nicht mehr so schlimm mit seiner Krankheit. Sie wandte sich schnell um und ging in froher Erwartung nach Hause.

Dass Frau Davidović nicht mit ihrem toten Sohn allein in der Wohnung übernachten wollte und deshalb zu ihren Verwandten gegangen war, konnte sie nicht ahnen.

Und so kam sie voll neuer Hoffnung bei ihren Eltern an. Die beiden saßen da und warteten auf sie. Sie flog ihnen beschwingt an den Hals, scherzte sogar über den traurigen Eindruck, den die Eltern machten und versuchte krampfhaft, sich den Gedanken an ein Unglück erst gar nicht nahekommen zu lassen. So war sie, die Ljubica.

„Nun, ihr macht ja recht traurige Gesichter.“ Ihre Stimme zitterte, denn sie ahnte, was geschehen war.

„Gut, dass du gekommen bist“, sagte der Vater erleichtert. „Wir haben schon gestern auf dich gewartet.“

„Wisst ihr, dass mir der Herr Pfarrer selbst geschrieben hat?“

„Ja, wir wissen es. Er hat sich von uns deine Adresse geben lassen.“

„Ich finde es ja nett von ihm, dass er mir riet, einmal nach Hause zu kommen. Wegen Bogdan ...

„Ja, wir wissen es“, sagte der Vater kurz. „Er wollte dir schreiben, weil...“

„Wahrscheinlich weiß er von Bogdans Mutter, dass wir ... dass wir uns ... Aber es wird ja nicht so ernst sein mit Bogdans Krankheit.“

„Meinst du?“ fragte die Mutter und blickte ihr Kind vielsagend an.

„Ihr hättet mir sonst bestimmt eher geschrieben. Ihr wisst doch, dass...“

„Wir wussten nicht, dass es so ernst um ihn stand ... „ „So ernst? Er war doch im Krankenhaus und wurde wieder entlassen. Mein letzter Brief an ihn kam mit dem Vermerk zurück, dass er nach Hause entlassen worden sei. Und eben klopfte ich bei Davidovićs an, aber es war niemand zu Hause. Ich dachte mir, dass sie vielleicht irgendwohin gegangen sind ... „ Sie redete hastig, um jedes Wort ihrer

Eltern zu verhindern. Sie ahnte, dass es schon zu spät war, aber sie wollte es nicht hören.

„Es war sehr ernst, mein Kind“, sagte die Mutter fast tonlos.

Ljubica fiel auf, dass ihre Eltern immer sagten „es *war ...“,* und sie wartete nur noch darauf, dass man ihr jetzt die furchtbare Wahrheit sagte. Aber die Eltern schwiegen. Dann sagte der Vater etwas vorn Glauben und von der Unfehlbarkeit der göttlichen Gedanken. Nach langer Zeit fügte er bewegt hinzu: „Bogdan ist tot. Er ist beim Herrn.“

„Nein!“ schrie Ljubica laut und sank mit dem Oberkörper über den Tisch. Minuten vergingen. Die Eltern saßen schweigend dabei und sahen ihr Kind in trostlosem Schmerz.

Die Mutter biss die Lippen aufeinander und blickte in eine Ecke des Zimmers. Der Vater legte seine Hand auf die Schulter seiner Tochter und sagte immer nur leise: „Du musst nur stille sein, mein Kind. Du musst nur Gott vertrauen. Er macht alles wieder gut.“ Und nach einer langen Zeit sagte er freundlich: „Geh jetzt in dein Zimmer, Ljubica. Du musst jetzt alleine sein. Mutter und ich werden für dich beten. Morgen um drei ist die Beerdigung.“

Ljubica erhob sich langsam und ging weinend in ihr Zimmer. Niemand weiß, was sie dort durchlebte und durchlitt. Sie war allein mit ih-

rem Schmerz über ihren Verlust. Und sie dachte, dass das Leben keinen Sinn mehr hätte. Durch die Decke hörte sie ihre Eltern laut zu Gott flehen. Wie gut, dass sie ihre Eltern noch hatte. Doch die Wunde war zu tief. Sie konnte keinen Trost finden.

Sie lag auf ihrem Bett und weinte. Ihre Gedanken gingen immer wieder zu dem Geliebten, gingen zurück auf den schönen, vom Zauber der ersten echten Liebe überstrahlten Wegen – mit ihm, mit ihm.

In ihrer Brust tobten Stürme peinigender Gefühle. Sie war wie ein kleines Boot im wilden Meer. Sie konnte sich selbst nicht steuern, konnte den Sturm nicht beenden. Sie musste den Schmerz bis zur Neige auskosten, musste sich hin und her werfen lassen von den Wogen übermenschlichen Leides. Ach, nur *einer* konnte diesem Sturm gebieten. Nur Jesus! Sie rief in ihrer Not zu Gott. Aber es dauerte noch sehr lange, bis es in ihr stiller wurde. Und müde vom langen Weinen konnte sie endlich einschlafen. In ihrer Hand hielt sie das kleine goldene Kreuz.

Am anderen Morgen war sie innerlich still. Ihr Herz hatte sich auf die harte Wirklichkeit eingestellt. Jetzt galt es, den Schmerz ohne großes Aufsehen zu ertragen. Ihr Gemüt war wie ein Schwamm, der durch und durch mit Wasser getränkt ist. Es war nun gleich, ob der Schwamm in einem Eimer oder in einem Meer lag. Er war voll. Mehr ging nicht hinein. So war es einerlei, wie groß das Leid noch werden mochte.

Sie sah gefasst der Tatsache ins Auge, dass sie am Nachmittag an der Beerdigung ihres liebsten Freundes teilnehmen musste. Zuerst wollte sie sich entziehen. Es schien ihr unmöglich, an seinem offenen Grab stehen zu können, ohne sich den unsagbaren Verlust anmerken zu lassen. Der Tote war nach Meinung der Menschen kein Verwandter von ihr. Sie musste an seinem Grabe stehen wie alle anderen. Als Bekannte, bestenfalls als Glaubensschwester. Mehr nicht. Und das war sehr, sehr schwer.

Zum Mittagessen kamen einige Brüder. Sie besprachen mit Vater Djordjević die Einzelheiten ihrer Beteiligung an der Trauerfeier. Der großzügige Pope hatte es ihnen erlaubt. Einer musste den Kranz niederlegen. Einer, der gut reden konnte, denn die Leute sollten am Grabe ihres Glaubensbruders etwas von dem Lebensfürsten Jesus Christus hören. Die Beerdigung war eine gute Gelegenheit, die ungläubigen Dorfbewohner an die Ewigkeit zu erinnern. Man einigte sich auf den alten Schneidermeister, der in der Versammlung die Mandoline spielte. Er sollte ihr Redner sein.

Er willigte ein, meinte aber, dass es gut wäre, wenn Ljubica auf dem Friedhof ein Lied singen würde.

„Nein“, sagte ihr Vater, „das kommt nicht in Frage.“ „Warum denn nicht?“ wollten die Männer wissen. Sie habe doch eine gute Stimme. Warum sollte sie nicht am Grabe Bogdans singen? Sie brauche sich doch nicht zu schämen ...

Ljubica erschrak so sehr über dieses Ansinnen, dass sie sich einen Augenblick hinsetzen musste. Aber das fiel niemand auf. Die Männer gerieten sich fast in die Haare, weil ihr Vater darauf bestand, sie nicht singen zu lassen. Er sollte ihnen einen plausiblen Grund dafür nennen. Doch das wollte er nicht. Er wollte seine Tochter nicht ins Gerede bringen. Er konnte sich nicht entschließen, seinen Glaubensbrüdern ein offenes Wort zu sagen. Durch ihre rücksichtslose Fragerei aufgestachelt, verweigerte er ihnen zuletzt jedes Wort. Es kam zwischen den Männern zu einer unerträglichen Spannung.

Ljubica tat es weh, dass sie sich am Beerdigungstag ihres Geliebten stritten. Sie fühlte sich schuldig daran und war doch froh, dass ihr Vater sie verteidigte. Aber als das Gespräch in Zank ausartete und dann sogar im Unfrieden abgebrochen wurde, hielt sie es nicht mehr aus.

„Ich werde singen“, sagte sie verwirrt.

„Du wirst singen?“ fragte der Vater vorwurfsvoll. Er kam sich vor wie einer, der für jemand eine Schlacht gewonnen hatte, der auf einmal nicht mehr gewinnen wollte.

„Ja, Vater. Ich werde singen.“ Sie sprach es seufzend aus, aber das merkte der Schneidermeister nicht. Er stand freudig auf, ging auf sie zu, drückte ihr die Hand und lachte übers ganze Gesicht.

„Na also, was du bloß hast“, sagte er versöhnlich zu ihrem Vater, „sie will doch singen.“ Dann beteten sie am Tisch und dankten Gott für den Sieg seiner Liebe über ihre lieblosen, sündigen Herzen.

Ljubica sah ihren Vater mit einem flehenden Blick an. Er verstand sie. Schweigend ließ er sie nun gewähren, obwohl er wusste, dass sie ihre innere Kraft bei weitem überforderte.

Im Trauerhaus sammelte sich die Menge auf dem Hof. Es war feucht und kalt. Eine der Frauen weckte in den Umstehenden die Erinnerung an die sogenannte gute alte Zeit. Damals hatten die Mädchen des Dorfes jedem ledig verstorbenen jungen Mann eine weiße Krone auf den Sarg gelegt. Heute sei alles so traurig, so anders. Ja. Ja.

Indessen wurde der Sarg von vier ehemaligen Schulkameraden aus dem Hause gebracht und auf den Leichenwagen gestellt. Es war noch immer der Leichenwagen aus der guten alten Zeit, ein barockverziertes Prachtgefährt mit einem schwarzen Baldachin auf vier Säulen.

Der Trauerzug setzte sich in Bewegung. Hinter dem Sarg ging die Mutter mit einigen Verwandten. Hinter den Verwandten führte der Pope die übrigen Trauergäste an, unter denen sich ziemlich am Ende auch Bogdans Glaubensgeschwister befanden. Ljubica ging stumm neben ihrem Vater her. Ihr sonst so rosiges Gesicht wirkte unter dem schwarzen Kopftuch leichenblass. Sie hätte sich gerne. auf seinen Arm gelehnt, denn sie war unsagbar müde. Aber sie durfte sich ja keine Spur einer seelischen Anspannung anmerken lassen.

Auf dem Friedhof trat man gleich ans offene Grab. Ein Schuljunge trug das Kreuz, das von beiden Enden des Querbalkens über den Hauptbalken mit einem verzierten Blechstreifen im Halbkreis eingefasst war. Das ist das typische Kreuz auf „serbischen“ Gräbern, im Unterschied zum einfachen Kreuz der Katholiken. Der Pope stimmte die Totenmesse an. Die Umstehenden fielen mehrstimmig ein, und über den trostlosen Friedhof erhob sich für wenige Minuten der erhabene Wohlklang einer Liturgie, die ihresgleichen in keiner anderen Kirche hat.

Die frisch ausgehobene Erde war lehmig und rutschig. Die vier Schulkameraden mussten sich sehr anstrengen, als sie den Sarg langsam in zwei Seilschlingen ins Grab hinab ließen. Dann gab der Pope das Signal für die Ansprache des Schneidermeisters. Alle Augen sahen auf den kahlköpfigen Mann, dem niemand eine öffentliche Rede zugetraut hätte. Er trat ans Grab und zitterte so heftig, dass der Kranz in seinen Händen wackelte. Dann sagte er mit erregter Stimme:

„Liebe Freunde, liebe Genossen!“ Er errötete übers ganze Gesicht, als er „liebe Genossen“ gesagt hatte. Er tat es aus purer Verlegenheit, weil er wusste, dass bei öffentlichen Ansprachen eine solche Anrede üblich war. „Wir stehen hier am Grabe eines jungen Mannes, der in ganz Selo bekannt und beliebt war. Keinem der hier Anwesenden war Bogdan unbekannt.“

Der Genosse Farkasch, das allgegenwärtige Gewissen der Partei, nickte vielsagend.

„Jeder von uns wird an dem Verstorbenen irgendeine Tugend besonders schätzen. Doch ich spreche hier im Namen unserer kleinen Gemeinde.“

Einige Frauen sahen überrascht auf den Pfarrer. Doch der schien nichts dabei zu empfinden, dass hier ein neugläubiger Mann in seiner Gegenwart öffentlich auftrat. „Wir als Gotteskinder schätzten an Bogdan besonders seine Liebe zu Jesus. Darum können wir ihn, wenn auch

schweren Herzens, getrost in dieses Grab legen, denn er ist nicht mehr in seinem Leibe. Seine Seele ist bei Jesus.“

Farkasch räusperte sich und kratzte mit dem Fuß im lehmigen Schnee.

„Die Frage für uns Lebende ist nur, ob wir auch so sterben könnten wie Bogdan. Das können wir nur, wenn wir zuvor auch so im Glauben leben wie er.“ Man merkte auf den Gesichtern der Zuhörer, dass ihnen diese Behauptung missfiel. Sie blickten wieder auf den Pfarrer.

„Wer mit dem Apostel sagen kann: ‚Christus ist mein Leben ...’, der kann mit ihm auch sagen ‚und Sterben ist mein Gewinn’. Jawohl, liebe Freunde, Sterben kann ein Gewinn sein, wenn man als wahrer Christ gelebt hat.“

Der arme Schneider hatte getan, was er konnte. Die Rede hatte ihn so angestrengt, dass er vergaß, den Kranz niederzulegen. Er nahm ihn mit zurück auf seinen Platz. Von den Brüdern ermutigt, ging er noch einmal ans Grab und legte ihn ohne ein Wort hin.

Der Pfarrer verriet kein Anzeichen des Missfallens. Er dachte über das nach, was der Schneider gesagt hatte. War es etwas anderes als die Lehre seiner Kirche? Nein. Nur schade, dass das keiner von seinen Leuten so sagen konnte ... Diese neugläubigen Leute hatten doch Mut, dachte er.

Dann trat Ljubica vor. Der Pfarrer traute seinen Augen nicht. Sie hielt ein Liederbuch in den Händen. Wollte sie wirklich singen? An diesem wahrscheinlich schwersten Tag ihres jungen Lebens singen? Sie stand in einem einfachen schwarzen Kleid an Bogdans Grab. Auf ihrer Brust hing das kleine goldene Kreuz. Ihr Blick war nach oben gerichtet. Dann sang sie, ohne auch nur einmal auf den Sarg im Grab zu blicken: sie sang, als ob sie weinte. Ihre Stimme hatte etwas von der Schwermut einer Zigeunergeige angenommen. Die Menschen auf dem Friedhof lauschten. Sie aber blickte unverwandt zum Himmel empor und sang. Nach der zweiten Strophe konnte sie nicht mehr. Sie wandte sich

ab und senkte die Augen. Aber alle sahen, dass sie anfing zu weinen. Ihr Vater streckte ihr die Hände entgegen und zog sie behutsam an seine Seite. Sie lehnte sich an ihn und hielt das kleine goldene Kreuz in der Hand.

Dann wurde das Grab zugeschaufelt. Der Pope entfernte sich und die Leute auch. Nur die wenigen Verwandten hielten sich etwas abseits und warteten, bis sie die Totenklage anstimmen konnten. Die Totenklage gehört zu jeder Beerdigung und wird von den Frauen bei jedem Besuch des Grabes im ersten Jahr wiederholt. Auch später, am Allerseelentag, klagen die serbischen Frauen um ihre oder Brüder, Mütter oder Schwestern. Sie binden sich ihr Kopftuch tief über die Stirne, neigen sich über das Kreuz oder den Grabstein, als wenn sie ihn umfassen wollten und erheben ihre Stimme zur lauten Klage um den Toten. Bis zu einer Stunde lang rufen sie im Jammerton „Kuku lele, kuku lele“ und unterstreichen ihren Schmerz mit heftigen Gesten. Hinterher wird dann auf dem Grabhügel in einem Gefäß ein Körnchen Weihrauch, der „Tamjan“, angezündet und erlesene Speise ausgebreitet. Die Lebenden halten mit dem Toten ein symbolisches Mahl. Sie essen nur ein klein wenig davon und lassen das meiste auf dem Grab stehen. Für den Toten? Sie sagen es wohl, aber sie wissen, dass die Speise schon kurz nach ihrem Weggehen von armen Leuten geholt und gegessen wird.

Ljubica wäre zu gerne noch länger an Bogdans Grab geblieben. Ehe es zugeschaufelt wurde, hatte sie immer noch das Gefühl, dass sie der Sarg nichts anging. Jetzt zog es sie unwiderstehlich zum Grab ihres Geliebten. Es wurde ihr bewusst, dass er unten in der Erde lag. Sie empfand diese Erde als etwas Trennendes. Es war ihr zumute, als ob die ganze Masse Erde, die auf Bogdans Sarg lag, auch auf ihrem Herzen gelegen hätte. Sie rang nach Luft, als würde sie gedrosselt. Und sie ging neben ihrem Vater her, als ob er der Henker wäre, der sie zum Schafott begleitete. Das Leben hatte keinen Sinn mehr.

Ist es möglich, dass auch einem gläubigen Menschen der Schmerz mit solcher Gewalt widerfahren kann? Hätte nicht der Trost Gottes etwas in ihr bewirken müssen? Sie hatte doch gehört, dass Jesus in *jeder* Lage des Lebens sieghafte Freude geben kann. Warum hatte er sie so verlassen? Warum griff er nicht ein, um ihr die Last leichter zu machen?

Ihr Vater merkte, dass sie sich schwere Gedanken machte. Sie war ihm so lieb geworden, seine Tochter. Er konnte so gut mitfühlen, denn auch er hatte einmal seine Jugendliebe dem Tode geben müssen. Das war, ehe er seine Frau kannte.

„Du denkst sicher, dass du diesen Schmerz nie überwinden wirst. Aber das ist nicht so“, sagte er freundlich. Es tat ihr wohl, dass ihr Vater sie ernst nahm.

„Ja, ich denke so. Ich werde Bogdan nie vergessen.“ In ihrer Brust schnitt ein Messer, als sie seinen Namen nannte.

„Du wirst ihn nicht vergessen. Du musst ihn ja auch nicht vergessen. Nur musst du neue Hoffnung fassen. Du bist noch jung. Du wirst noch einmal lieben, dann wird alles schön.“

„Noch einmal lieben? Das glaube ich nicht. Niemand kann zweimal im Leben lieben.“

„Doch, man kann. Ehe ich deine Mutter kannte, liebte ich auch ein Mädchen. Sie war wie eine Fürstin; schön, anständig. Aber sie starb mit 25 Jahren an einer Bauchfellentzündung. Die Gute ging nicht zum Arzt. Damals ging man nicht so schnell zum Arzt wie heute. Dann aber war es zu spät für sie.“

Ljubica spürte, dass ihr Vater die Frühverstorbene wirklich geliebt haben musste. Seine Stimme verriet tiefste Empfindungen, die mit der Erinnerung an seine Jugendliebe wieder erwachten. Sie wollte mehr von diesem fremden Mädchen wissen. Ob sie ihn auch liebte? Wie sehr sie ihn liebte? Ob er wisse, dass er sie wiedersehen werde im Himmel? Sie lebte ganz auf und vergaß ihren eigenen Schmerz. Der

Gedanke, dass ihr Vater vielleicht immer diese heimliche Wunde über den Verlust seiner Jugendliebe im Herzen trug, machte ihn ihr zum Freund.

Am nächsten Tag war Sonntag. Vormittags versammelte sich die Gemeinde in ihrer Kirche. Der gute Schneidermeister hatte alle Strapazen seiner Grabrede längst überstanden und legte ein gesteigertes Selbstgefühl an den Tag. Tatsächlich war er jetzt der „Bruder, der am Worte dient“, wenn der Prediger aus der Stadt nicht kommen konnte.

Ljubica saß neben ihrem Vater. Sie hörte die geistlichen Ermahnungen nur unbewusst. Vor ihren Augen standen nur noch Bilder: eine herrliche Sommerlandschaft, ein altes Mauthaus, ein stiller Buchenwald – und ein lieber Mann, Bogdan Davidović. Sie blickte an sich selbst hinunter. Dort lag auf ihrer Brust das goldene Kreuz; genau dort, wo es an dem Abend lag, als er die kleine Kette mit bebenden Händen umschloss und das Kreuz behutsam küsste. Das goldene Kreuz.

Sie spürte, dass ihr Blut zu reden begann. Ihre Jugendkraft, die sie in seiner Gegenwart hüten und bezähmen musste, regte sich. Sie spürte ein Verlangen nach Bogdans Liebe, nach seinen Händen und nach seinen Lippen. Ihr Herz schlug heftiger, doch blieb ihr Blick an dem Kreuz hängen. Ja, es musste alles an das Kreuz. Alle Liebe, alles Leid, jede noch so natürliche und berechtigte Regung des Herzens.

Erst als die ganze Gemeinde laut Amen sagte, merkte sie, dass die Predigt zu Ende war. Sie hatte aber im Stillen auch ihre Predigt bekommen, eine ernste und gute Predigt.

Am Nachmittag zog es sie unwiderstehlich zum Friedhof. Sie ging allein. Auf dem Grab brannte eine Kerze, ein Zeichen dafür, dass heute schon jemand dagewesen war. Unter ihrem Mantel in einer Tüte verbarg sie einen Veilchenstock, den sie in ihrem Garten ausgegraben hatte. Als sie sicher war, von niemand gesehen zu werden, holte sie den Topf hervor und grub ihn mit ihren Fingern am fußende des Grab-

hügels ein. Sie wusste, dass Bogdans Mutter ihn nicht ausreißen würde, wenn sie es merkte.

Sie stand sinnend am Grab und dachte an das Glück ihrer Liebe. Wie nannte es Bogdan? Ein geliehenes Glück ...

„O Bogdan“, schluchzte sie verhalten und erschrak über Schritte, die sie plötzlich irgendwo hinter sich vernahm. Sie wandte sich vom Grab ab und tat so, als ob sie nur zufällig daran stehengeblieben wäre. Es waren Leute aus ihrer Nachbarschaft. Sie grüßte freundlich und lächelte gleichmütig, als ob sie zu ihrer Erholung spazieren ginge. Ach, nicht einmal an seinem Grab durfte sie bleiben! Die Leute hätten gleich ein Drama oder eine Komödie aus ihrer Liebe gemacht. Diese sonderbaren Leute in Sela, die so gerne über jemandes Glück oder Unglück redeten.

Ljubica schlug einen einsamen Weg ein, der vom Friedhof zur Mala Ruma führte, ohne dass sie durchs ganze Dorf gehen musste. Sie ging dahin, als ob es für sie keine Wiederkehr mehr gäbe. Einsam und verlassen suchte sie einen Halt. Jetzt erst merkte sie, wie sehr sie ihr Leben an Bogdan gebunden hatte. Er war ihr ein und alles auf Erden. War er ihr Gott? Hatte sie in ihrer Liebe zu ihm nicht tatsächlich den ursprünglichen Glauben verloren? Nein. Sie hatte nur nicht gemerkt, wie ausschließlich sie damit gerechnet hatte, dass Bogdan ihr Mann werden würde. Dass es anders kommen könnte, erwartete sie nicht mehr.

Aber nun fiel es ihr so schwer, Gottes Ratschluss anzunehmen. Sie konnte es einfach nicht. Gott mochte es ihr vergeben, aber sie konnte zu diesem Weg nicht ja sagen.

Und doch fühlte sie sich im tiefsten Grunde ihres Seins geborgen. Es war, als ob die Flut des tobenden Meeres eine bestimmte Grenze nicht überschreiten durfte. War das Gottes Hand? War er dennoch bei ihr, auch wenn sie seine Wege nicht verstehen konnte? Plötzlich kam ihr der Gedanke, dass ihr Schicksal gar nichts mit Gott zu tun habe. Sie

zweifelte auf einmal heftig daran, dass es einen solchen Gott, wie ihn die Bibel lehrt, überhaupt gibt. Vieles, was Bogdan ihr am Anfang ihrer Freundschaft zu bedenken gab, wurde jetzt für sie lebendig. Gab es diesen lieben Gott wirklich? Konnte er nicht verhindern, dass ihr Bogdan starb?

Warum tat er es nicht? Die Fragen wurden quälend in ihr. Doch dann *sah* sie die Welt um sich herum, Ihre Sinne erfassten das Wunder der Schöpfung. Alles lebte und hatte seinen Bestand durch die geheimnisvolle Kraft des Lebens. Hörte das Leben wirklich einmal auf? Das Leben der einzelnen Menschen, wenn sie sterben? *Konnte* es überhaupt aufhören? Nein. Ljubica begriff, dass das Leben mehr ist als der Körper eines Menschen. Dass es eine große, umfassende Harmonie gibt zwischen allem Geschaffenen, und dass Gott ewig und allmächtig im ganzen Kosmos waltet. Der einzelne ist nur solange im unermesslichen All verloren, als er von Gott getrennt ist. Bogdan aber hatte in die Ordnung Gottes zurückgefunden und war seit seiner Bekehrung ein glücklicher Mensch gewesen. Sagte nicht Jesus einmal, dass alle, die an ihn glauben, nicht mehr sterben? Dann ist auch Bogdan nicht tot. Sie bekam offene Augen für die größeren Zusammenhänge eines Menschenlebens und fand mitten in den Zweifelsstürmen den richtigen Maßstab für die Stellung des Menschen im Universum. Er ist nicht der *Herr* über sein Leben, soll auch nie allein für das *irdische* Leben sorgen. Hatte nicht auch Jesus sich selbst völlig mit dem Willen Gottes eins gemacht? War er nicht wider alle Vernunft in den besten Lebensjahren gestorben? Weinte nicht auch um ihn seine Mutter? Warum hat Gott das damals zugelassen? Warum lässt er zu, dass unschuldige Kinder sterben? Und junge Mütter, und oft die besten Menschen? Warum wehrt er dem Krieg und den Naturkatastrophen nicht? Plötzlich wurde es ihr klar: Weil Gott immer noch etwas Neues tun kann. Weil der *Tod* nicht das letzte Wort hat, sondern Gott. Weil er

auch die Toten lebendig machen und in seiner Allmacht und Weisheit in verwandelter Form zum Frieden bringen kann.

Ljubica sah sich selbst und alle Menschen in der Hand Gottes. Es wurde wieder still in ihr, und sie wusste, dass Gott sie nicht verlassen hatte.

Und so kniete sie unter dem Schlehdornbusch nieder, kniete sich in den nassen Schnee und legte ihr Leben neu zu Jesu Füßen. Losgelöst von allen irdischen Wünschen und Begehren war sie wie nie zuvor offen für die göttliche Führung. Gott konnte über ihr Leben verfügen, wie er wollte. Sie war bereit, überall hinzugehen und alles zu tun, was Gott von ihr haben wollte.

Als sie von ihren Knien aufstand, war es schon dunkel über den Feldern. Sie ging langsam auf ihr Elternhaus zu und hatte das Gefühl, dass sie nicht mehr allein war. Es war ihr, als ginge Bogdan neben ihr her. Sie empfand keinen bohrenden Schmerz mehr, wenn sie an ihn dachte. Er war so gänzlich zu einem Bestandteil ihres Lebens geworden, dass sie ihn unverlierbar in sich tragen konnte. Was auch in ihrem Leben kommen mochte, eines wusste sie jetzt: Bogdan gehörte ihr für immer. Er war ein Teil ihrer Biographie, die Gott selber schrieb. So wenig wie ein Mensch seine Erinnerung verlieren kann, so wenig konnte sie ihn jemals verlieren.

Wollte Bogdan nicht gerade das? Sagte er nicht einmal zu ihr, dass er in ihrem Herzen wohnen und für immer bleiben möchte? Damals, als er wegen seiner Krankheit sowieso nicht ans Heiraten denken konnte. Er wollte nur in einem Herzen daheim sein, wollte in der Erinnerung eines lieben Menschen weiterleben. In *ihrem* Herzen . . . Und das hat Gott ihm und ihr geschenkt. Das war ihr gemeinsames, geliehenes Glück. Sie durfte es behalten, solange sie auf Erden lebte.

Bogdan war in ihrem Herzen. Sie liebte ihn für immer, so wie man eine Mutter oder einen Bruder auch nach dem Tode liebt. Sein Name war unzertrennlich mit ihrer Seele verbunden.

Sein Name. Sie erinnerte sich an den Augenblick, als er sie bat, ihn doch *einmal* bei seinem Namen zu nennen. Nur einmal wollte er hören, wie es klingt, wenn sie mit ihrem

Munde „Bogdan“ zu ihm sagen würde. Sie tat es damals nicht. Ach, hätte sie es doch getan!

Vor ihrem inneren Auge wiederholte sich die Szene jene» Augenblicks. Sie sah sich neben ihm stehen, sah seine treuen Augen auf ihrer Gestalt ruhen und hörte seine Stimme:

„Ljubica, du hast mich noch nie bei meinem Namen genannt. Tu es doch jetzt ...“ Sie sah seine Lippen unmittelbar vor ihren Augen. „Tu’s doch, Ljubica.“ Ihr geistiges Auge sah die vergangene Szene wie in einem Film. Alles war so nah, so real. Da rief sie plötzlich laut seinen Namen: „Bogdan!“ Es war ein einziger Aufschrei, so wie bei einem Kind, das nach seiner Mutter ruft. Nur einmal. Und es war ihr, als ob der Ruf durch die Wolken in den Himmel drang.

Ljubica stand vor dem Tor des Elternhauses. Sie musste an den kleinen Blumenstrauß denken, den Bogdan ihr einmal dort hingelegt hatte. Lauter Vergissmeinnicht. Vergissmein-nicht. Er war so treu, ihr Bogdan. Nein, sie konnte ihn nie vergessen. Einmal sang er ihr ein wunderschönes Liebeslied. Sie gingen damals in einer Mondnacht in ihrem Buchenwald spazieren. Da sang er es. Wie lautete nur der Text? Sie versuchte, die Melodie zu singen. Aber sie konnte sich nur noch an den Schluss des Liedes erinnern:

O denke mein
Bis zum Verein
Auf besserm Sterne.
In jeder Ferne
Denk ich nur dein,
Nur dein.

Sie hielt das kleine goldene Kreuz wie ein Siegel in ihren Händen. „In jeder Ferne denk ich nur dein, nur dein ...“ sagte sie leise. Ob Gott sie einmal in eine unbekannte Ferne führen würde? Sie empfand den Gedanken gar nicht mehr so schwer. Was bedeutete schon Feme oder Nähe? Sie war nur noch an den Himmel gebunden. Und der ist von jedem Punkt der Erde aus gesehen gleich nah und gleich fern.

Ljubica fühlte sich so frei wie nie zuvor in ihrem Leben. Alle Furcht vor einem harten Los, vor der Einsamkeit, und selbst die Furcht vor dem Tod war aus ihrem Herzen verschwunden. Sie war durch ihre völlige Hingabe an Gott in eine neue Dimension, in eine neue Daseinsform eingedrungen. Wie klein und töricht erschien jetzt alle Sorge, alle Unruhe des menschlichen Herzens. Sie bat Gott, dass ihr dieser unfassbare Frieden immer erhalten bleibe.

Im Lichte der Ewigkeit, die jetzt so nahe und real wurde, erschien ihr das Leben in jedem Falle schön, stark und sinnvoll. Sinnvoll auch ohne das Glück? Welches Glück? Gab es in dieser Welt ein absolutes Glück? Ja, es gab dieses Glück: dieses unaussprechlich überfließende, jauchzende, erfüllte Leben zu zweit ohne einen anderen Wunsch als den, dass es ewig dauern könnte. Aber es ist doch nur ein *geliehenes* Glück ...

Auf Zehenspitzen schlich sich Ljubica ins Haus und in ihr Zimmer.

Bogdan und Lubica, zwei slawische junge Leute, werden von einer tiefen Liebe zueinander erfasst, die das Leben der beiden völlig verändert. Aber sie können keinen leichten Weg miteinander gehen.

Krankheit spielt eine Rolle und die Auseinandersetzung mit einer atheistischen Weltanschauung, die ihre Umwelt prägt. Bogdan und Lubicas Liebe kann dennoch vor Gott reifen, an Kraft und Tiefe gewinnen.

In dieser wahren Geschichte lernen Sie das Besondere der slawischen Mentalität kennen und verstehen. Zum Schutz der Beteiligten wurden die Namen geändert.

Junge Leute und ihre Liebe werden hier ernstgenommen. Es ist eine Geschichte ohne „Happy- End“. Die Liebe der beiden war eben ein „geliehenes Glück“, wie Bogdan es seiner Lubica gegenüber einmal ausdrückte …